

Die Geschäftsstelle des Grenzfriedensbundes ist in Flensburg

Südergraben 53, 2390 Flensburg

Geschäftsführer: Hans Olland

Sprechzeit: Montag-Freitag 9-12 Uhr

Fernsprecher (04 61) 2 67 08

Bankkonto: Stadtsparkasse Flensburg 2 001 020

Postscheckkonto: Hamburg 114 07-206

WAS DIESES HEFT BRINGT

Seite

Artur Thomsen

Einige Äußerungen von grundsätzlichem Charakter 55

Gert Roßberg

„Slesvigismus“ und die Gefahren einer Gegenideologie..... 57

Johannes Hoffmeyer

Hat die dänische Arbeit in Südschleswig keine Berechtigung? 62

Reimer Hansen

Philipp Melanchthon — Lehrer des Friedens 67

Rolf Jacobs

Georg-Wilhelm Pfingsten 81

Heinz Adler

Schlesien als deutsches Dichterland 87

Björn von Törne

Zu Johann Runge's Besprechung meines Buches

„Zwischen Loyalität und Servilität“ 95

Umschau ab Seite 99

Die Grenzfriedenshefte erscheinen vierteljährlich und werden vom Grenzfriedensbund herausgegeben. Sie sind eine Mitgliederzeitschrift und im freien Handel nicht erhältlich.

Der Bezugspreis entspricht dem Mitgliedsbeitrag des Grenzfriedensbundes.

Für die mit Autorennamen versehenen Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Redaktion: Ernst Beier, Waldstraße 40, 2390 Flensburg

Geschäftsstelle: Südergraben 53, 2390 Flensburg

Druck: Severin Schmidt GmbH & Co., Graphische Werke, Flensburg

GRENZ- FRIEDENS- HEFTE

EINIGE ÄUSSERUNGEN VON GRUNDSÄTZLICHEM CHARAKTER

Nun ein paar Äußerungen von grundsätzlichem Charakter: Der Grenzfriedensbund beteiligt sich — wie die anderen Grenzverbände, wie die politischen Parteien und die Minderheitenorganisationen und viele einzelne Bürger — an dem deutsch-dänischen Dialog, der für unsere Landschaft so kennzeichnend ist. Wir fühlen uns in besonderer Weise und sehr nachdrücklich dem Frieden an der Grenze verpflichtet und wollen mit allen unseren Aktivitäten die friedliche Nachbarschaft zwischen Deutschen und Dänen fördern. Wir wollen Begegnung, nicht Gegnerschaft! Aber wir wollen auch nicht Unterschiede verwischen. Das deutliche Bekenntnis zu einem der beiden Völker, zu seiner Sprache und Kultur verhindert nicht Verständnis und Toleranz dem anderen Volk gegenüber.

Wir bekennen uns zum deutschen Volk und wollen, daß das Land Schleswig-Holstein in seiner heutigen Gestalt Teil eines deutschen Staates ist. Wir wollen keinen Grenzkampf, auch keine Auseinandersetzung um den Verlauf der Grenze. In der Europäischen Gemeinschaft von heute sollten Grenzpfähle nicht mehr verlegt, sondern bestenfalls niedriger gehängt werden, damit es immer leichter wird, über sie hinwegzusteigen.

In diesem Sinne hat der Grenzfriedensbund in der Vergangenheit, besonders unter unserem unvergessenen Vorsitzenden Hans Peter Johannsen, zahlreiche Kontakte zwischen Deutschen und Dänen über die Grenze hinweg geknüpft.

Ich habe in den letzten Jahren versucht, diesen Begegnungen zwischen den Mehrheiten Kontakte zwischen beiden Minderheiten anzufügen. Das ist mir bisher nicht gelungen, weil ich Vorbehalte in der dänischen Bevölkerungsgruppe bzw. bei ihren Sprechern noch nicht überwinden konnte. Ich werde mich trotzdem weiter

darum bemühen; denn es muß einfach vernünftig sein, alle vier Gruppen in unserem Grenzland — nämlich beide Mehrheiten und beide Minderheiten — miteinander ins Gespräch zu bringen. Es geht doch um die Lebensmöglichkeiten und um die Erhaltung der Besonderheiten aller, die hier leben wollen. Sollte das besser gegeneinander als miteinander gehen? Und wenn die Deutschen drüben keine Bedenken haben, sondern vorbehaltlos zustimmen, warum zögern die Dänen hier? Das muß sich überwinden lassen! Darüber muß man reden können! Diese Bereitschaft zum Gespräch wird bei mir auch nicht dadurch verringert, daß die dänische Presse mich seit einiger Zeit immer wieder einmal angreift, mich — nicht immer richtig — zitiert und den Eindruck zu erwecken versucht, ich sei gegen die Dänen im Lande. Wenn ich das wäre, würde ich mein Amt als Vorsitzender des Grenzfriedensbundes aufgeben; denn eine solche Einstellung widerspräche den Zielsetzungen unserer Organisation. Ich bin allerdings — und ohne Abstriche — ein Deutscher in diesem Grenzland; und als solcher will ich das Deutschsein hier fördern und stärken, aber ohne auch nur in Gedanken das Recht, dänisch zu sein, zu bestreiten oder gar einzuschränken. Und dieses Einstellung, meine ich, paßt zu dem, was der Grenzfriedensbund sich zu tun vorgenommen hat.

ARTUR THOMSEN

in seiner Einleitung zum Podiumsgespräch auf der Mitgliederversammlung 1981 des Grenzfriedensbundes.

„Slesvigismus“ und die Gefahren einer Gegenideologie

Der im Grenzfriedensheft 1/81 unter dem Titel „Slesvigismus“ erschienene Aufsatz hat ein lebhaftes Echo gefunden. In der nachstehend wiedergegebenen kritischen Stellungnahme wird auf das Problematische der Darstellung der als „Slesvigismus“ bezeichneten gesellschaftlichen Situation des schleswigschen Grenzlandes aufmerksam gemacht und die mögliche Entwicklung einer Art „Gegenideologie“ zu der z. B. von „Slesvigland“ vertretenen Sicht der Historie als nicht wünschenswert angesehen.

Die Red.

Geht ein Gespenst um im Grenzland, das Gespenst des „Slesvigismus“? Sollte ich mir manche meiner Mitbürger in Flensburg genauer ansehen? Ich hielt sie bisher schlicht für gute Nachbarn mit dänischer Gesinnung. Muß ich mich jetzt fragen, ob sie „Slesvigisten“ sind oder nicht?

Mit diesen ironischen Fragen möchte ich das Unbehagen deutlich machen, das der Aufsatz „Slesvigismus“ (Grenzfriedenshefte Nr. 1, 1981) bei mir auslöste. Mein Eindruck ist, die Auseinandersetzung mit der „Ideologie des Slesvigismus“ führte dazu, daß unbeabsichtigt eine Art Gegenideologie entstanden ist. Ideologien lassen sich vielleicht so kennzeichnen: Die Wirklichkeit wird in das Prokrustes-Bett vorgegebener Prinzipien, Begriffe und Ziele gepreßt, was nicht ohne Verkürzungen und Verzerrungen abgeht. Die bunte Vielfalt des Grenzlandes und die Vielschichtigkeit der Motive seiner Bewohner scheinen mir um der Geschlossenheit einer Theorie willen erheblich verkürzt worden zu sein.

Zunächst etwas Grundsätzliches:

Ich bin dagegen, Mitbürger, deren individuelle Ausprägung ich kenne, in Schubfächer mit der Aufschrift irgendeines „Ismus“ zu stecken.

In diesen Tagen wurde an vielen Stellen des 70. Geburtstages von Max Frisch gedacht. Mir fallen seine Tagebücher ein, in denen er fordert, wir sollten uns „kein Bildnis machen“ von den Menschen, weil wir ihnen sonst ihre Lebendigkeit, ihre Wandlungsfähigkeit nehmen und sie auf unser Bild fixieren. „Wir halten uns für den Spiegel und ahnen nur selten, wie sehr der andere seinerseits eben der Spiegel unseres erstarrten Menschenbildes, unser Erzeugnis, unser Opfer ist“ (Max Frisch). Das gilt natürlich auch für das Verhältnis zwischen Gruppen, zwischen Mehrheiten und Minderheiten.

Die friedienstiftende Formel im Grenzland ist die Freiheit des Bekenntnisses zu Volkstum und Kultur. Deutscher ist, wer Deutscher sein will. Däne ist, wer Däne sein will. Dieses Bekenntnis „darf“ von Amtswegen nicht bestritten oder

nachgeprüft werden“.

Es sollte auch sonst nicht geschehen. Denn diese Formel ist kein taktischer Kompromiß. Sie enthält Weisheit und Menschlichkeit. Sie ist eine politische Umsetzung der Forderung von Max Frisch, sich kein „Bildnis“ zu machen. Das geschieht jedoch, wenn man versucht, Menschen nach „objektiven“ Kriterien als Dänen, Deutsche oder Schleswiger zu definieren. Im „Slesvigismus“-Aufsatz heißt es: „Zu den Dänen rechnen wir ... alle Mitbürger, die dänisch aufgewachsen sind, geprägt durch ihre dänische Familie, die dänische Schule usw.“. Dieser Begriff läßt für Differenzierungen wenig Raum. Deutsche Umsiedler, die in einer russischen Umwelt aufgewachsen sind, in einer russischen Schule die russische Sprache gelernt haben, aber zum Teil kaum deutsch sprechen können, werden von unwissenden deutschen Mitbürgern als „Russen“ bezeichnet. Diese Mitbürger gehen von dem „objektiven“ Maßstab aus, ein Deutscher habe gefälligst deutsch zu sprechen.

Ich finde, es ist menschlicher, jemanden als das zu akzeptieren, was er selber sein will, und ihn nicht gemäß objektiver Kriterien zu dem machen zu wollen, was er angeblich „eigentlich“ ist.

Das gilt auch für den Begriff des Schleswigers. Vielleicht muß jeder Versuch scheitern, etwas so schwer Definierbares definieren zu wollen. Aber was von Axel Henningsen, Hans Peter Johannsen, Willy-August Linnemann und Troels Fink — vier Namen, die mir spontan einfallen — dazu gesagt wurde, ist wesentlich nuancenreicher und vielschichtiger als der im Aufsatz vorgestellte Begriff. Der „Bund deutscher Nordschleswiger“ wäre schlecht beraten, wenn nur die bei ihm Mitglied sein düften, die „plattdänisch und hochdeutsch zugleich aufgewachsen“ sind. Ist es nicht auch hier sinnvoller, jeden als das zu nehmen, was er sein will? Sonst müßte manchem Mitglied des Bundes nachgewiesen werden, daß er zwar Deutscher, aber kein deutscher Nord-„Schleswiger“ ist. Oder gibt es auch „gelernte“ Nord-Schleswiger? Überhaupt, die Unterscheidung in eine „geborene“ und „gelernte“ Gruppenzugehörigkeit halte ich für unglücklich.

Was bin ich denn selbst? Ich bin ein „geborener“ Deutscher, was nicht einmal in der Geburtsurkunde steht, weil es offenbar so selbstverständlich ist. Durch verschiedene Umstände, z. B. das Leben im Grenzland, die Beschäftigung mit der deutschen Geschichte und das persönliche Betroffensein von der deutschen Gegenwart in zwei Staaten habe ich gelernt, nicht nur einer zu sein, in dessen Paß nun „Deutscher“ steht, sondern einer, der bewußt „ja“ sagt zu diesem „schwierigen Vaterland“. Dabei will ich gern zugeben, bei bestimmten Anlässen mir auch schon einmal vorgestellt zu haben, wieviel leichter es vielleicht wäre, kein Deutscher zu sein. So zum Beispiel, als ich durch das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz ging.

Obwohl ich in dieser Hinsicht durch viele Lernprozesse gegangen bin und auch

weiter gehe, lehne ich es aber ab, mich als einen „gelernten“ Deutschen zu bezeichnen, weil das wie eine Abwertung anderer, ja wohl „ungelernter“ Deutscher klingt. Da sind wir ganz schnell wieder bei den „guten“ und „schlechten“, bei den „echten“ und „unechten“ Deutschen. Was daraus wird, ist bekannt.

Doch zurück zu den Schleswigern. Die „gelernten“ müßten danach wohl die sein, die mit Bewußtsein Schleswiger sind, was bei den „geborenen“ nicht unbedingt der Fall zu sein braucht. Auch hier kommt eine Wertung ins Spiel, allerdings in einem dem Aufsatz entgegengesetzten Sinne. Denn in ihm schwingt eher das Urteil mit, daß die „geborenen“ die „echten“ und die „gelernten“ die „weniger echten“ Schleswiger sind.

So gibt es eine Reihe manchmal fast „nebenbei“ gefällter Wertungen und Urteile, die mich bei der Lektüre stocken ließen, weil ich sie nicht nachvollziehen kann. Dafür einige Beispiele:

Beispiel 1: Warum ist es ein Widerspruch zweier Prinzipien, für Europa und zugleich für die Rechte der Minderheiten zu sein? Europa ist für mich nur ein erstrebenswertes Ziel, wenn seine kulturelle Vielfalt nicht beeinträchtigt wird oder gar in einem kulturellen „Einheitsbrei“ untergeht. Deshalb ist es eine unverzichtbare Voraussetzung dafür, mit Europa weiter voranzukommen, daß vor allem die kleinen Nationen und die Volksgruppen die Gewißheit haben können, ihre Identität nicht zu verlieren. Deshalb gilt: Wer für Europa ist, muß für die Rechte der Minderheiten eintreten.

Beispiel 2: Da ist die Rede von einer angeblich positiveren Einstellung der Dänen gegenüber der DDR als gegenüber der Bundesrepublik Deutschland. Seit bald zwanzig Jahren leite ich Berlinseminare für dänische Teilnehmer. Aus vielen, intensiven Gesprächen kann ich keine Ansatzpunkte für ein derartiges Urteil finden. Die Ablehnung des undemokratischen Systems der DDR war stets eindeutig und unbestritten. Sie schloß jedoch ein Mißtrauen gegenüber einer zeitweise in der Bundesrepublik Deutschland vorherrschenden Form des „Antikommunismus“ ein, eines Antikommunismus, der selbst zur Ideologie geworden war. Und für Ideologien lassen sich Dänen nur schwer begeistern.

Beispiel 3: Da ist von einer angeblich vorwiegend kritischen, oft gegenüber der Bundesrepublik Deutschland und Schleswig-Holstein ablehnenden Haltung der dänischen öffentlichen Meinung zu lesen. So pauschal halte ich dieses Urteil für sehr fragwürdig. Wir sollten Verständnis haben, daß unsere kleineren Nachbarn uns kritisch beobachten, nicht nur wegen der Erfahrungen in der Vergangenheit. Sie wissen, daß sie von Entwicklungen bei uns, die sie wenig oder gar nicht beeinflussen können, dennoch mitbetroffen sind. Manchem Deutschen wird offenbar erst jetzt klar, wie abhängig wir von den Großmächten sind. Die Furcht, für mögliche Fehler unseres großen Verbündeten notfalls einen hohen Preis zahlen zu müssen, hat viele zu kritisch-wachsamen Beobachtern der Politik der

USA gemacht. Es wäre falsch, dies mit einem generellen Antiamerikanismus zu verwechseln.

Manches Mißverständnis hat seine Ursache in einem lückenhaften Wissen vom anderen. Wieviel weiß denn die deutsche Öffentlichkeit von Dänemark? Was kann sie auch wissen, wenn zum Beispiel für die große deutsche Zeitung im Landesteil Schleswig, das mit verschiedenen Kopfblättern erscheinende „Flensburger Tageblatt“, die Welt an der Grenze zu Ende ist? Da ich mich auch sonst von ihm unzureichend informiert fühle, lese ich zusätzlich eine in Frankfurt erscheinende Tageszeitung. Sie berichtet mehr über dänische und skandinavische Dinge als das hiesige „Flensburger Tageblatt“.

Der Aufsatz kritisiert ein einseitig parteiliches dänisches Geschichtsbild, die „Ideologie des Slesvigismus“. Unbeabsichtigt könnte der Eindruck entstehen, als sei dies die vorherrschende Richtung der dänischen Geschichtswissenschaft. Das ist wohl nicht der Fall. Auch wäre es falsch, zu sagen, die gesamte dänische Minderheit pflege ein solches Geschichtsbild. Alles, was ich von ihr weiß, vermittelt mir eine Vielfalt von geistigen und politischen Strömungen, so daß ich mir eine derartige ideologische Geschlossenheit nicht vorstellen kann.

Einseitig parteilich-nationale Geschichtsbilder, die dem anderen die „historische Legitimation“ wie einen Teppich unter den Füßen wegziehen wollen, sind gewiß keine Wegweiser zu einem konstruktiven Zusammenleben im Grenzland. Jedoch ist das heute maßgebende Recht für die Mitglieder der Minderheit nicht eine historische Legitimation, sondern ihr rechtlich geschützter Wille, hier als Dänen nach dänischer Art zu leben. Je selbstverständlicher und unbestrittener dieses Recht im Alltag gelebt wird, desto geringer ist die Versuchung, sich eine größere historische Legitimation schaffen zu wollen, als sie die Geschichte hergibt, als sie ein irgendwie gearteter „Slesvigismus“ hergibt.

Ein Zukunftsbild harmonischer Ausgeglichenheit im Grenzland müßte stabile Mehrheiten und Minderheiten zeigen, die sich ihrer jeweiligen Identität sicher sind. Einige Bürger würden von dem Recht der freien Entscheidung Gebrauch machen und von einer Kultur zur anderen, von einem Volk zum anderen wechseln. Diesen Wechsel moralisch in Frage zu stellen, sähe niemand einen Anlaß. Für „die ganz große Welle der Hinwendung zum Dänentum“ 1945 und danach versucht der Aufsatz einige der wichtigsten Motive zu analysieren. Ich will auf mögliche Ergänzungen verzichten. Diese „große Welle“ war für viele im Grenzland lebende Deutsche verständlicherweise ein traumatisches Erlebnis. Es wirkt bei manchen bis heute nach und läßt sie — das ist jedenfalls mein Eindruck — bestimmte gegenwärtige Entwicklungen mehr aus dem Blickwinkel der damaligen als aus der heutigen Situation heraus bewerten. Das muß dann zu Überbewertungen führen, zum Beispiel von „Slesvigland“.

Gewiß, wenn es heute in sehr begrenztem Maße eine Bewegung zwischen den

Völkern und Kulturen gibt, so ist sie nicht ausgeglichen, sondern sie geht eher vom deutschen zum dänischen Bekenntnis. Das ist kein Grund für nationale Aufregung. Es ist aber auch kein „Grenzkampf-Denken“, als Deutscher zu fragen, warum das möglicherweise so ist.

Ich meine, es wäre falsch, die Ursachen zuerst beim anderen, zum Beispiel beim „Slesvigismus“, zu suchen. Die Frage richtet sich vielmehr an uns selbst. Dabei gibt es Bewegungen in unserer Gesellschaft, die mich mehr beunruhigen als die Tatsache, daß einige deutsche Eltern ihre Kinder in dänische Kindergärten und Schulen schicken, was ja ihr Recht ist. So macht es mich mehr betroffen, wenn junge deutsche Juden die Bundesrepublik Deutschland verlassen und sagen: „Dies ist nicht mein Land.“ Und es beunruhigt mich sehr viel mehr, wenn wachsende Teile der jungen Generation sich nicht mehr mit unserem Staat und unserer Gesellschaft zu identifizieren vermögen. Wenn es uns gelingt, die richtigen Antworten auf die Fragen zu finden, die diese Abwendungen vom deutschen Staat und der deutschen Gesellschaft aufwerfen, werden wir vielleicht auch besser wissen, warum die Bewegung im Grenzland, sofern sie stattfindet, eher einseitig verläuft. Eine Auseinandersetzung mit dem „Slesvigismus“ wird uns bei der Suche nach dafür hilfreichen Antworten wahrscheinlich wenig nützen.

Hat die dänische Arbeit in Südschleswig keine Berechtigung?

Ehem. Rektor Johs. Hoffmeyer, Grenaa, widerspricht einem Artikel in den Grenzfriedensheften über „Slesvigismus“.

Der nachstehend wieder gegebene Aufsatz ist die deutsche Übersetzung einer Stellungnahme zu dem „Slesvigismus“-Artikel im Grenzfriedensheft 1/81, erschienen in „Flensburg Avis“. Geschrieben ist der Aufsatz von einem Manne aus dem Kreise der Zeitschrift „Front og Bro“, jener Gruppe junger Nachkriegsdänen aus Südschleswig, die in den frühen fünfziger Jahren sowohl nationale dänische Front, aber zugleich Brücke zum deutschen Nachbarn sein wollten und den Bestrebungen des Grenzfriedensbundes kritisch und wohlwollend zugleich begegneten.

Zu der Stellungnahme Hoffmeyers in bezug auf die Grenzfriedenshefte ist zu sagen, daß sie auf falschen Voraussetzungen beruht. Aus der Einleitung des „Slesvigismus“-Aufsatzes geht klar hervor, wer für diesen verantwortlich zeichnet: Mitglieder der Sektion für Landeskunde im Deutschen Grenzverein, und die Verfasser sind sogar namentlich genannt.

Die Grenzfriedenshefte sind eine Zeitschrift, die für verschiedene grenzpolitische Auffassungen offen ist. Sie stellt sie zur Diskussion, ohne sich jeweils mit ihnen zu identifizieren. Dieses ist aus dem Impressum auch deutlich ersichtlich und müßte Herrn Hoffmeyer eigentlich bekannt sein.
Die Red.

Die Grenzfriedenshefte werden seit vielen Jahren vom Grenzfriedensbund herausgegeben, der es sich zum Ziel gemacht hat, für eine Entspannung im dänisch-deutschen Grenzland zu wirken — sicherlich nach deutschen Vorstellungen, aber die Organisation hat ohne Zweifel ihren Beitrag dazu geleistet, daß sich das dänisch-deutsche Verhältnis in den letzten Jahren entspannt hat. Das Sprachrohr des Vereins ist die angesprochene Zeitschrift, die vierteljährlich mit zahlreichen Beiträgen — auch über dänische Verhältnisse — erscheint, die ab und zu auch von dänischen Verfassern geschrieben werden. Die Dänisch-Deutschen Tage stehen auch dieser Organisation nahe, da es der kürzlich verstorbene Bibliotheksdirektor Dr. Hans Peter Johannsen war, der der Initiator dieser Begegnungen war, die wechselseitig in Nord- und Südschleswig abgehalten werden.

Im März-Heft, das auch einen Nekrolog über Dr. Johannsen enthält, erschien ein langer, eingehender Beitrag einer Reihe deutscher Akademiker, die dem Grenzfriedensbund nahestehen. Diese fühlen sich über die „Schatten der Vorzeit“ beunruhigt, wie es anscheinend während der letzten Monate in einem weniger entspannten Klima zum Ausdruck kommt, was von den Verfassern von vornherein bedauert wird. Sie behaupten, sich immen um eine Befriedung bemüht zu haben,

die auf der Linie der dänische Mitglieder von „Front og Bro“ liegt. Sie behaupten, daß die Voraussetzungen für einen neuen Grenzkampf fehlen, und versuchen, dies in einem Artikel zu dokumentieren, der die Überschrift „Slesvigismus“ trägt. Die Dokumentation ist sehr sorgfältig und mit echter deutscher akademischer Gründlichkeit ausgeführt, aber sie ist in vieler Hinsicht so theoretisch, daß ihr der praktische Bezug fehlt. Der Ausgangspunkt ist „die schleswig-holsteinische historische Realität“, die bekanntlich für viele Dänen schwer verdaulich ist, nicht zuletzt in ihrer Eigenschaft einer „langen und interessante Geschichte“, die wohl bis zur bekannten „Up ewig ungedeelt“- Erklärung von 1460 zurückreicht? Für uns ist der „Schleswig-Holsteinismus“ neueren Datums. Der schleswig-holsteinischen Ideologie des 19. Jahrhunderts wurde bekanntlich nach 1864 von Bismarck das Genick gebrochen, und erst nach dem Zweiten Weltkrieg entstand Schleswig-Holstein als Staatsbegriff. Die sogenannte „lange“ Geschichte wird von Dänen und Deutschen sehr unterschiedlich betrachtet.

Es ist notwendig, diese Tatsache so stark zu unterstreichen, weil der Artikel im Grenzfriedensheft in Wirklichkeit einen sehr starken Angriff auf die Berechtigung der dänischen Arbeit in Südschleswig darstellt. Auf der einen Seite überläßt man es dem einzelnen, ob er Däne oder Deutscher sein und ob er nördlich oder südlich der Grenze wohnen will, also eine Anerkennung der freien Wahl, wie sie in der Kieler Erklärung von 1949 unterstrichen und auf höherer Ebene in den Bonn-Kopenhagener Erklärungen von 1955 wiederholt wurde.

Auf der anderen Seite — und das ist nicht besonders logisch — tut man sich auf deutscher Seite sehr schwer, den Hintergrund für die heutige dänische Arbeit in Südschleswig zu verstehen. Es ist leider richtig, daß die Volksbewegung des 19. Jahrhunderts, der die Geschichte den Namen „Als Sønderjylland erwachte“ gegeben hat, nur in geringem Umfang in Gebiete südlich der Flensburger Förde reichte.

Aber dieses Eingeständnis bedeutet nicht, daß wir als Dänen auf unsere Arbeit in Südschleswig aus historischem Recht verzichten. Von dänischer Seite müssen wir protestieren, wenn es in der Abhandlung heißt: Die Vorstellung, daß ganz Schleswig bis zur Eider eigentlich dänisches Land sei, entstammt dem Arsenal dänischen Denkens im 19. Jahrhundert.

Die Deutschen müssen sich daran gewöhnen, daß Südschleswig bis in das Gebiet von Schlei - Danewerk alter dänischer Volksboden ist, und daß die historische Reichsgrenze seit dem Beginn der historischen Zeit die Eider war. Diese Lage ist nun einmal die Grundlage für die heutige dänische Arbeit in Südschleswig. Dies ist ein historisches Recht, das die deutsche Minderheit in Nordschleswig entsprechend nicht besitzt. Aber auch ohne dieses Recht ist die dänische Minderheitenpolitik seit 1920 auf der Grundlage des freien Bekenntnisses geführt worden, das erst 1955 deutsche Anerkennung gefunden hat. Wenn man von

deutscher Seite diese meine Betrachtungen pharisäisch nennen sollte, ist man daran selbst Schuld, wenn man laufend Argumente anführt, die die Berechtigung der dänischen Arbeit in Südschleswig aberkennen.

Wenn man seitens des Grenzfriedensbundes dauernd Tendenzen für einen neuen Grenzkampf u. a. mit dem Argument beklagt, daß man immer um eine Entspannung bemüht gewesen sei, muß man verstehen, daß die Tendenz des genannten Artikels nicht zu weiterer Entspannung beiträgt, sondern im Gegenteil zur Verschärfung. Es ist sowohl arrogant als auch beleidigend, wenn der dänischen Einstellung die Vernunft aberkannt wird, die anscheinend ein deutsches Monopol ist, und wenn ausschließlich behauptet wird, sie würde von „antiquierten“ historischen Vorstellungen aus dem 19. Jahrhundert diktiert.

Wenn man die dänischen Motive auf diese Weise charakterisieren will, ist man geneigt, eine „Denkpause“ vorzuschlagen, bis dänisch-deutsche Gespräche fortgesetzt werden. Derjenige, der dieses schreibt, bedauert diese Entwicklung, denn ich habe immer die Entspannung im Grenzland als Zeugnis dafür betrachtet, daß die Vernunft doch an einem Ort auf diesem sündigen Erdball gute Bedingungen hat. Die Verfasser beklagen sich auch darüber, daß die Zeitung „Flensburg Avis“, die in vielen Jahren „doch Verständnis für die demokratischen Bestrebungen der Bundesrepublik gezeigt hat“, jetzt in eine einseitige Kritik verfällt. Es wird auch erwähnt, daß die reichsdänische Presse oft eine unheimlich geringe Kenntnis der deutschen Geschichte erkennen läßt und jede Gelegenheit benutzt, durch einzelne Beispiele hervorzuheben, wie stark der Nazismus immer noch das deutsche Volk erfaßt hat, anstatt zahlreiche Beispiele für das Gegenteil zu nennen. Darin haben die Verfasser recht. Ich werde jedoch besorgt, wenn man einen Artikel von mir in „Kristeligt Dagblad“ und „Flensburg Avis“ hervorholt und abdruckt, in dem ich es als ein gutes Zeichen der Zeit hervorgehoben habe, daß der dänischen Turnjugend im Sommer, als sie mit dem Danebrog an der Spitze durch die Straßen von Rendsburg zog, von den Rendsburgern zugejubelt wurde (Referat in „Flensburg Avis“). Besorgt, nicht weil ich zitiert worden bin, sondern weil ich in diesem Zusammenhang belehrt werde, daß meine Betrachtungen Ausdruck „einer eiderdänischen Gegensatzhaltung sind, die solche Vorkommnisse unverständlich machen“. Also wiederum diese vorzeitliche antiquierte Haltung aus dem letzten Jahrhundert im Gegensatz zu dem Gedankengang der fortschrittlichen Deutschen, die in unserer Zeit „kaum ein Nationalbewußtsein haben“ und deshalb auch keinen „schleswig-holsteinischen Nationalismus“. „Nationales Engagement, vor allem nationaler Haß ist von deutscher Seite kaum denkbar. Deshalb ist ein neuer Grenzkampf unmöglich, denn es gehören ja zwei dazu, sich zu schlagen.“

Wenn das richtig ist, dann ist die Politik der Nadelstiche, die sich trotz allem immer noch in Südschleswig geltend macht, unbegreiflich, und die finanzielle

Gleichberechtigung in der kulturellen Zuschußpolitik müßte Herzensangelegenheit für die Verfasser werden.

Schließlich ist es erforderlich, auf ein Mißverständnis aufmerksam zu machen, dessen Ursprung völlig unverständlich ist. Zweimal wird in dem Artikel hervorgehoben, daß ebenso wie die Bundesrepublik Gegenstand herber Kritik in Dänemark ist, ebenso wie die DDR (das kommunistische Ostdeutschland) als Idealland herausgestellt. Dieser Gedankengang gedeiht jetzt nur in den äußersten linksorientierten Kreisen Dänemarks. Jede andere Behauptung ist Geschwätz.

Oben ist über die Haltung des Artikels berichtet worden. Sein Hauptthema ist eine Analyse des Schleswigers im schleswig-holsteinischen Rahmen. Außer den „echten“ Dänen, die dänisch aufgewachsen sind und als Dänen u. a. von der Familie und der Schule geprägt sind, unterscheidet man im Grenzfriedensheft zwischen „geborenen“ und „gelernten“ Schleswigern. Die Definitionen sind sehr subtil. Erstere findet man in der deutschen Minderheit in Nordschleswig mit „sønderjysk“ und hochdeutscher Sprache und in Südschleswig als deutsche Schleswiger mit demselben Verhältnis zur Sprache. In dieser Verbindung — so wird behauptet — findet man keine dänische Gesinnung. Uns Dänen muß die zweite Kategorie am meisten interessieren, denn der „gelernte“ Schleswiger ist deutsch aufgewachsen, aber fühlt sich zu dem Dänischen hingezogen. Kurz gesagt, handelt es sich um eine deutsche Analyse derjenigen Südschleswiger, die sich nach 1945 den Dänen angeschlossen haben.

Die Erklärungen sind in vielen Punkten nüchtern und richtig. In anderen Punkten werden die deutschen Behauptungen wiederholt, die oft Gelegenheit zum Widerspruch gegeben haben, und die Schlußfolgerung ist, wie oben angeführt, daß die völkische Grundlage für eine dänische Arbeit in Südschleswig nicht gegeben ist. Dieser Gedankengang wird verknüpft mit einer Verwunderung darüber, daß das so viele Jahre plattdeutsch sprechende Flensburg dänischer Hauptsitz ist, und mit einer Freude darüber, daß das südschleswigsche Dänentum nicht seine meisten Anhänger unter der Bauernbevölkerung hat.

Der steigende Anschluß an das Dänentum ist nach dieser Darstellung ein Ergebnis dänischer Missionstätigkeit. Daß sich die dänischen Südschleswiger als ein dänischer Volksteil in Westdeutschland betrachten mit einer ideologischen Verbundenheit an Dänemark und den Norden, erscheint dem deutschen Beobachter „antiquiert nationalistisch“.

Es ist eigentlich gut, daß dieser Artikel in den Grenzfriedensheften erschienen ist. Wir wissen so, wo die gemäßigten nationalen Gegner stehen. Danach müssen wir und insbesondere die dänischen Südschleswiger sich richten. Aber wenn diese Gedanken über die dänische Arbeit „gemäßigt“ sind, könnte man eine Gänsehaut bekommen, wenn man bedenkt, wie der Gedankengang bei den mehr „radikalen“ ist.

Auf jeden Fall ist der Artikel im Grenzfriedensheft von einer Reihe bedeutender Akademiker unter der Regie des Grenzfriedensbundes so „autoritativ“ abgefaßt, daß er nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Vielleicht erscheint eine Erläuterung in der nächsten Ausgabe der Grenzfriedenshefte? Zur Beruhigung.

Philipp Melanchthon — Lehrer des Friedens

Vom 17. bis 21. Juni hat der 19. Evangelische Kirchentag in Hamburg stattgefunden, auf dem leidenschaftlich um den gefährdeten Frieden in der Welt und in Europa und was dagegen zu tun sei, gerungen wurde. Wir finden es darum besonders gut, in diesem Grenzfriedensheft den nachstehend wieder gegebenen Aufsatz über Philipp Melanchthon, den Weggefährten und Freund Martin Luthers, veröffentlichen zu können, der in ebenso friedensgefährdeter Zeit vor fast 500 Jahren gelebt und gewirkt und sich um die Erhaltung des Friedens bemüht hat.

Die Red.

Vor zehn Jahren ist in den Grenzfriedensheften der europäische Friedensplan des Humanisten und Politikers Heinrich Rantzau aus dem Jahre 1591 mitgeteilt und als Gegenstand historischer Friedensforschung behandelt worden.¹ Er konnte in die Tradition humanistischer Friedenspläne eingeordnet und zugleich auf konkrete politische und wirtschaftliche Interessen zurückgeführt werden. Darüber hinaus erwies er sich als Ausdruck einer Politik, die dem Frieden uneingeschränkten Vorrang vor dem Krieg einräumte und die Herzogtümer Schleswig und Holstein — mit den Worten Otto Brandts — mitten in einem „Meere kriegerischer Ereignisse“ als „Insel des Friedens und der Ruhe“ erscheinen ließ.² Als Statthalter dreier dänischer Könige in den Herzogtümern (von 1556 bis 1598) und führender Kopf der schleswig-holsteinischen Ritterschaft hatte Heinrich Rantzau maßgeblichen Anteil an dieser Politik des Friedens. Otto Brandt hat jenen Abschnitt der Geschichte Schleswig-Holsteins daher auch das „goldene Zeitalter des Friedens und der Kulturentfaltung“, kurz: das „Rantzausche Zeitalter“ genannt.³ Heinrich Rantzau hatte in jungen Jahren ein eingehendes humanistisches und juristisches Studium an der Universität Wittenberg absolviert und war dort den führenden Köpfen der deutschen Reformation, Martin Luther und Philipp Melanchthon, begegnet. Dieses im zarten Knabenalter von zwölf Jahren begonnene Studium hat ihn nachhaltig geprägt.

Vor allem der Einfluß Philipp Melanchthons ist im Denken und Handeln des Politikers und Humanisten Heinrich Rantzau lebendig und wirksam geblieben. Aber auch andere einflußreiche Persönlichkeiten und Amtsträger in den Herzogtümern sind bleibend von Melanchthon beeinflusst worden, allen voran der erste Gottorfer Superintendent, Paul von Eitzen, und der erste Propst von Eiderstedt, Johannes Pistorius. Herzog Adolf von Schleswig-Holstein-Gottorf hat sich übrigens — wenn auch vergeblich — zunächst darum bemüht, Melanchthon selbst für das Amt des ersten Gottorfer Superintendents zu gewinnen.⁴ Es liegt daher im Interesse eines vertieften historischen Verständnisses des „Rantzauschen Zeitalters“ und darüber hinaus auch der historischen Friedensforschung, sich

Leben und Werk, Wirkung und Bedeutung des Reformators und Humanisten Philipp Melanchthon zu vergegenwärtigen.⁵

Philipp Melanchthon hat sich unserem geschichtlichen Gedächtnis vor allem als nächster Weggefährte und Freund Martin Luthers, als der Mann neben Luther, eingeprägt. Das ist soweit auch zweifellos richtig, aber die individuellen Züge Melanchthons, sein eigenes Leben und Werk sind dabei doch zu sehr in den Schatten Luthers geraten. Die folgenden Ausführungen wollen nun einen kleinen Beitrag dazu leisten, die individuellen Konturen der historischen Gestalt des Reformators und Humanisten Philipp Melanchthon in unserem geschichtlichen Gedächtnis ein wenig zu schärfen; sie wollen mit knappen Strichen einige Einblicke in seine Biographie und sein Werk skizzieren und dabei auch auf einige wesentliche Gesichtspunkte seiner — durchaus nicht immer einhelligen — Beurteilung und seiner geschichtlichen Bedeutung aufmerksam machen.

Philipp Melanchthon wurde am 16. Februar 1497 in Bretten, einem kurpfälzischen Städtchen an der Grenze nach Schwaben, geboren. Er stammte aus wohlhabenden bürgerlichen Verhältnissen. Sein Vater Georg Schwarzerd stand als Waffenschmied in den Diensten des pfälzischen Kurfürsten, seine Mutter war die Tochter des Brettener Schultheißen, eines weitgereisten, vermögenden und gebildeten Kaufmanns. Philipps Kindheit war von der langen Krankheit und dem frühen Tod des Vaters überschattet. Seine Erziehung und Bildung gingen infolge dessen mehr und mehr in die Hände der Familie seiner Mutter über. Am nachhaltigsten wurde sein Bildungsweg von dem Bruder der Großmutter, Johannes Reuchlin, dem neben Erasmus von Rotterdam wohl bedeutendsten Vertreter des älteren deutschen Humanismus, geprägt. Reuchlin war ein allseitig gebildeter Gelehrter und zugleich ein Mann der politischen Praxis; er war vor allem ein Meister der griechischen und hebräischen Sprache, deren philologische Beherrschung er — als konsequenter Humanist — voraussetzte, um das Alte und Neue Testament auch theologisch richtig verstehen zu können. Nach humanistischem Brauch gab er Philipps deutschem Familiennamen Schwarzerd die griechische Form Melanchthon, die der Großneffe fortan führen und unter der er sich seiner Gegenwart wie der Nachwelt einprägen sollte.

Reuchlin hat auch seinem Studium die Richtung gewiesen, das er, erst zwölfjährig, 1509 an der Universität Heidelberg begann und 1514 an der Universität Tübingen mit dem Magistergrad abschloß. Es war vor allem den alten Sprachen, aber auch einer Reihe anderer Wissenschaften, wie der Mathematik, der Astronomie, den Rechten, der Medizin und der Theologie, gewidmet. Melanchthon ließ sich bei der universalen Anlage seines Studiums von der humanistischen Grundüberzeugung leiten, daß allseitige, umfassende wissenschaftliche Bildung Voraussetzung für die Entfaltung wahrer Menschlichkeit sei, daß Humanismus Humanität hervorbringe. In Tübingen hat Melanchthon als junger Magister — mit Vorlesungen

über die Literatur des klassischen Altertums — seine akademische Lehrtätigkeit begonnen. Dort reiften auch die ersten Früchte seines humanistischen Werks, unter ihnen eine griechische Grammatik, die weite Verbreitung fand und seinen wissenschaftlichen Ruf begründete. Als der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise sich 1518 unter Deutschlands Gelehrten nach einem geeigneten Professor des Griechischen für die Wittenberger Universität umsah, empfahl Reuchlin ihm den Großneffen. „Ich weiß“, schrieb er an den Kurfürsten, „unter den Deutschen keinen, der über ihm sei, ausgenommen Herrn Erasmus.“ Und so wurde Melanchthon mit 21 Jahren vom Kurfürsten auf den Lehrstuhl der griechischen Sprache nach Wittenberg berufen.

Der Wechsel von Tübingen nach Wittenberg sollte weit mehr als nur ein Ortswechsel, er sollte — durch die Begegnung mit Martin Luther — zum Beginn eines neuen Abschnitts in Philipp Melanchthons Lebens- und Wirkungsgeschichte werden. Luther, der zunächst mit dem Beichtvater und einflußreichen Berater Friedrich des Weisen in Kirchen- und Universitätsangelegenheiten, Georg Spalatin, für die Berufung eines anderen Kandidaten plädiert hatte, war alsbald von der Gelehrsamkeit und dem humanistischen Engagement des „kleinen Griechen“, wie er den äußerlich unscheinbaren Melanchthon bezeichnete, so sehr beeindruckt, daß er alle Vorbehalte fahren ließ und ihn — in einem Brief an Spalatin — als „den besten Griechen, den gelehrtesten und gebildetsten Mann“ pries.

Melanchthon hatte sich in seiner vielbeachteten Wittenberger Antrittsvorlesung „Über die Verbesserung der Studien der Jugend“ mit Entschiedenheit für eine durchgreifende humanistische Studienreform ausgesprochen, die den spätmittelalterlich-scholastischen Lehr- und Lernbetrieb, die Vermittlung und Aneignung des Wissens vornehmlich mit Hilfe gängiger Lehrbücher, also gleichsam aus zweiter Hand, durch eine umfassende und gründliche Bildung an den ursprünglichen Texten, den unverfälschten Quellen wissenschaftlicher Erkenntnis, ablösen sollte. Für die Theologie hieß das: Abkehr von den menschlichen Überlieferungen und direkte Hinwendung zum reinen, unverdorbenen Wort Gottes, zu den hebräischen und griechischen Quellen der Heiligen Schrift. Hierin traf er sich mit Martin Luther, der — wie auch viele andere Wittenberger Theologen — damit begann, bei Melanchthon die griechische Sprache gründlich zu studieren, um dessen humanistischen Appell „Zu den Quellen!“ um so besser befolgen zu können. Melanchthon dagegen vertiefte seine theologischen Studien und erwarb 1519 den akademischen Grad, der ihn berechnigte, auch in der theologischen Fakultät zu lehren. In seinem Testament hat er später dankbar bekannt, er habe von Luther „das Evangelium gelernt“. Zwischen Luther und Melanchthon entstand rasch eine tiefe, unverbrüchliche Freundschaft, die lebenslang währen sollte. Schon im Dezember 1518 beschrieb

Luther Melanchthon — in einem Brief an Reuchlin — als einen Mann, „der fast nichts hat, was nicht über die Grenzen eines Menschen hinausgeht, und doch mit mir sehr vertraut und eng befreundet ist“. Reuchlin, der sein Leben lang ein gläubiger Katholik blieb, sah die enge freundschaftliche Bindung zwischen seinem Schützling und Luther äußerst ungern und versuchte, ihn für sich zurückzugewinnen. Aber Melanchthon ließ sich nicht mehr von ihm beeinflussen. „Sterben will ich lieber“, war seine Antwort, „als mich von Luther wegreißen lassen“.

Der Entfremdung und Lösung von Reuchlin entsprachen die Annäherung und der Anschluß an Luther, der seinen mutigen und konsequenten Weg der Reformation ja gerade erst begonnen hatte, als Melanchthon in Wittenberg eintraf. Wozu Melanchthon aus humanistischer Grundüberzeugung gelangt war: die Autorität der Heiligen Schrift jedweder Autorität menschlicher Überlieferung überzuordnen, dazu gelangte Luther aus reformatorischer Konsequenz, als er 1519 in der Leipziger Disputation mit seinem Kontrahenten Eck aussprach, es gebe keine Autorität außer der Heiligen Schrift; auch Päpste und Konzilien seien dem Wort Gottes untergeordnet. Anfänglich hatten beide freilich noch recht unterschiedliche Ziele vor Augen; denn dem Humanisten ging es ja um die Verwirklichung von Humanität, dem Reformator hingegen um die „Gerechtigkeit, die vor Gott gilt“.

Man hat treffend bemerkt, daß Melanchthon ohne Luthers Einfluß wohl nur zu einer Art Reformkatholizismus vorgedrungen wäre, wie ihn Erasmus von Rotterdam und andere Humanisten vertraten. Erst durch den Anschluß an Luther hat er zur Reformation gefunden, ist er selber zum Reformator geworden. Dem Humanisten Melanchthon galt die Bibel als Quelle der wissenschaftlichen Bildung, dem Reformator Melanchthon wurde sie überdies zur Quelle der göttlichen Offenbarung. Ihm wurde bewußt, daß der Mensch nicht aus eigener Kraft, sondern erst durch den Glauben Kraft göttlicher Gnade Gutes hervorbringen und somit wahre Humanität erreichen könne. Wie Melanchthon durch Luther, so ist auch Luther durch Melanchthon deutlich beeinflusst worden. Seine intensive Hinwendung zu den eigentlichen Quellen der Heiligen Schrift ist vor allem Melanchthon zu danken. Und an der Bibelübersetzung, einer der bedeutendsten, bleibenden Leistungen Luthers, hat neben anderen vor allem Melanchthon durch Rat und Tat beständig mitgewirkt.

Beide waren indes in ihrer äußeren Erscheinung, ihren Verhaltensweisen und ihren Charakteren recht verschiedenartige Persönlichkeiten. Luther verglich sich selbst einmal mit dem „grobe Waldrechter“, der die Bahn brechen müsse. „Aber Magister Philippus“, setzte er hinzu, „fährt säuberlich stille daher, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben seine Gaben reichlich“. Und ein anderes Mal meint er: „Magister Philippus ist ein frommes Herz, ich verstehe ihn wohl; er versucht mit ruhigen Worten die Gegner zu bekehren; er ahmt den Propheten Joel

nach; er braucht die Hacke, ich die scharfe Streitaxt“. Aus solch offenkundiger Verschiedenartigkeit ergab sich eine sehr fruchtbare wechselseitige Ergänzung der beiden Wittenberger Reformatoren. Es konnten aber auch — insbesondere in den großen Auseinandersetzungen zwischen der katholischen und der protestantischen Seite über die fundamentalen Glaubensfragen — persönliche Spannungen daraus erwachsen, wenn Luther bereits im Interesse der rechten Lehre gegenüber seinen Kontrahenten in fester Unnachgiebigkeit verharrte, Melanchthon aber aus Sorge um die Einheit von Kirche und Lehre immer noch darauf bedacht war, im Wege vernünftiger Argumentation und vertretbarer Kompromißbereitschaft „die Gegner zu bekehren“.

Luther konnte ihm dann sogar mangelnde Glaubenszuversicht und falsche Nachgiebigkeit Vorhalten. Als Melanchthon 1530 auf dem Reichstag zu Augsburg in den Verhandlungen über die Glaubensfrage aus tiefer Sorge um Frieden und Eintracht in der Christenheit nichts unversucht lassen wollte, um schließlich vielleicht doch noch im Wege des Entgegenkommens eine Verständigung mit der katholischen Seite erreichen zu können, sah Luther die Sache der Reformation zu ängstlich, zu wankelmütig und zu nachgiebig vertreten. Von der Veste Coburg appellierte er an den Freund: „Ich bitte Dich, der Du in allen anderen Dingen ein Streiter bist, kämpfe auch gegen Dich selbst. Deinen größten Feind, der Du dem Satan so viel Waffen wider Dich zureichst“. Luther meinte, der Gegenseite sei schon „mehr als genug nachgegeben worden“. Je mehr er sich selbst „mit dieser Sache“ befasse, hielt er Melanchthon entgegen, wachse in ihm „ständig die völlige Glaubensgewißheit in dieser unserer Lehre“. Und in der für ihn so bezeichnenden Unerschütterlichkeit des Glaubens fügte er hinzu: „Ich werde mehr und mehr darin bestärkt, daß ich mir — so Gott will — nun nichts mehr werde nehmen lassen, es gehe darüber, wie es wolle“.

Melanchthon ist nicht nur von Luther, er ist auch von anderen Zeit- und Glaubensgenossen wegen seiner geradezu unermüdlichen Bereitschaft zum Ausgleich mit der katholischen Seite kritisiert worden. Und in der protestantischen Geschichtsschreibung ist — bis in unsere Tage — immer wieder der Vorwurf mangelnder Standfestigkeit und schwächerer Nachgiebigkeit, ja menschlichen Versagens gegen ihn erhoben worden. Solcher Vorwurf wäre wohl berechtigt, wenn Melanchthon lediglich persönlichen Schwächen nachgegeben und damit der Sache des Protestantismus leichtfertig Schaden zugefügt hätte. Aber seine Mäßigung, seine Verständigungs- und Kompromißbereitschaft sollten ja gerade der protestantischen Sache, mehr noch: dem Frieden in Deutschland und in der Christenheit, dienen. „Ich weiß“, schrieb er zu seiner Rechtfertigung vom Augsburger Reichstag, „daß unsere Mäßigung vom Volk getadelt wird; es ziemt sich uns aber nicht, uns an das Geschrei der Menge zu halten, wir müssen auf den Frieden und die Zukunft sehen. Kann in Deutschland die Eintracht wieder

hergestellt werden, so ist es für alle ein großes Glück.“ Diese Haltung spricht auch aus seinen 1532 an den Kardinal und Erzbischof Albrecht von Mainz gerichteten Worten: „Du siehst, wie nötig der Frieden ist; die Zeiten zwingen uns, immer mehr dafür zu sorgen“.

Er wußte nur zu gut, daß ein Scheitern der Ausgleichs- und Einigungsbemühungen unter den beiden zerstrittenen Glaubensparteien die Waffen auf den Plan rufen würde. Deshalb wollte er nichts unversucht lassen, was dazu hätte beitragen können, die Einheit und den Frieden der Christenheit auf dem gemeinsamen Glaubensgrund des Evangelismus wieder aufzurichten. Und deshalb hat er auch, nachdem der Augsburger Reichstag keine Einigung in der Glaubensfrage erbracht hatte, immer wieder an Religionsgesprächen zwischen Vertretern beider Konfessionen teilgenommen, die allesamt das gleiche Ziel erstrebten, eine Einigung in der Lehre bzw. ein gemeinsames christliches Bekenntnis zustande zu bringen und damit die Einheit des Glaubens und der Kirche wiederherzustellen.

Der im Grunde unpolitische Melanchthon ließ sich dabei von der Überzeugung leiten, daß die Spaltung der Christenheit in Katholiken und Protestanten auf dem Gebiet der Glaubenslehre, also in der dogmatisch-theologischen Verständigung beider Konfessionen, überwunden werden könne. Hierin sollte er sich freilich täuschen, denn die Glaubensfrage war auf vielfältige Weise unlösbar mit den großen politischen Auseinandersetzungen im Reich und in Europa verknüpft, konnte also letztlich nicht isoliert, sondern nur in ihren Zusammenhängen gelöst werden. Wer meint, wegen solcher Fehleinschätzung über Melanchthons friedfertige Gesprächs- und Verständigungsbereitschaft kurzerhand den Stab brechen zu sollen, der möge zunächst die Motive Melanchthons bedenken und dabei nicht außer acht lassen, daß die Alternative zur Lösung der Glaubensfrage durch friedlichen Ausgleich K r i e g hieß!

Wie sehr Melanchthon davon überzeugt war, das Ziel einer Einigung beider Konfessionen am Ende doch erreichen zu können, das möge der Ausgang des Wormser Religionsgesprächs 1540/41 veranschaulichen. Als man sich nach langen, zeitweise sehr scharfen Auseinandersetzungen schließlich auf eine gemeinsame Bekenntnisformel geeinigt hatte, umarmten sich die Teilnehmer des Religionsgesprächs, das vor allem von Melanchthon und Eck, dem alten Kontrahenten der lutherischen Sache, geführt worden war, küßten sich und weinten vor Rührung und Freude über das Erreichte; richtiger: über das scheinbar Erreichte, denn in dem nachfolgenden Religionsgespräch auf dem Reichstag zu Regensburg sollten die alten konfessionellen und politischen Gegensätze rasch wieder aufbrechen. Dort sollten übrigens auch Befürchtungen auf seiten der Protestanten zerstreut werden, Melanchthon könne der katholischen Partei zum Schaden der eigenen zu große Zugeständnisse machen. Denn er war durchaus

nicht zu bewegen, einer Einigung beider Konfessionen zuzustimmen, die mit Einbußen an der Substanz der evangelischen Lehre oder auch nur mit dogmatischen Zweideutigkeiten verbunden gewesen wäre. Er habe sich — führte er rückblickend aus — solchem Ansinnen widersetzen müssen, weil er und seinesgleichen schuldig seien, „die christliche Lehre recht und rein zu lehren“. Luther knüpfte an das Religionsgespräch mit der katholischen Seite nicht so große Hoffnungen und Erwartungen wie sein Freund Philipp Melanchthon, ja, er konnte angesichts wachsender Spannungen unter den Glaubensparteien gelegentlich sogar offene Verachtung und Ablehnung gegenüber „dem so unnützen, vergeblichen, nichtigen Religionsgespräch“ zum Ausdruck bringen, „in dem sie uns nur verspotten und wir Zeit und Geld verlieren“. Die enge Freundschaft der beiden Reformatoren haben solche Differenzen gleichwohl nicht ernstlich zu trüben vermocht. Auch gewisse begrenzte Abweichungen des älteren Melanchthon von der Theologie Luthers, insbesondere in der Abendmahlslehre, haben kaum mehr als ein vorübergehend gespanntes Verhältnis, nie aber ein bleibendes Zerwürfnis ausgelöst. Ihr gegenseitiges Vertrauen und ihre gemeinsame Gewißheit im evangelischen Glauben sollten sich am Ende stets als stärker als alle Belastungen erweisen, denen sie zuweilen ausgesetzt waren. Die Verschiedenartigkeit beider Persönlichkeiten äußerte sich freilich nicht nur in gelegentlichen Spannungen auf Grund bestimmter Differenzen der Meinung und des Verhaltens. Für Melanchthons Beziehungen zu Luther und ihr gemeinsames reformatorisches Werk waren die überaus fruchtbaren wechselseitigen Ergänzungen in ihrer jahrzehntelangen, erst durch Luthers Tod beendeten engen Zusammenarbeit von ungleich größerem Gewicht. In der Geschichtsschreibung hat man Luther gern als den Propheten, Melanchthon als den Lehrer und Organisator der von Wittenberg ausgehenden Reformation bezeichnet. Das ist sicherlich keine hinreichende Charakterisierung der beiden Reformatoren, aber sie vermag doch einen wesentlichen Unterschied zwischen Luther und Melanchthon einprägsam zu verdeutlichen.

Der Schlußteil eines eigenhändigen Briefes von Philipp Melanchthon an Herzog Albrecht von Preußen vom 16. Februar 1541 (Staatliches Archivlager Göttingen):

„Gott gebe gnad, das vff
dem reichstag ettwas nützlichs
die kirchen belangend vnd
gemeinen friden, aussgericht
werde. Ich vernimm, (m(ein) g(nädiger) h(err)
werde den tag besuchen, gott
gebe mit gnaden. Der wolle auch
E(euer) f(ürstliche) g(naden) allezeit bewaren, datum

viteberg 16 Februarij 1541
E(euer) f(üürstliche) g(naden)
vntertheniger
diener
Philippus Melanthon

Diese — buchstabengetreu übertragenen — Zeilen spiegeln Melanchthons Erwartungen zwischen dem Wormser Religionsgespräch und dem Regensburger Reichstag. „Melanthon“ ist übrigens die von Melanchthon durchweg bevorzugte Schreibung seines Namens.

Philipp Melanchthon war in der Tat ein Mann von außergewöhnlichem pädagogischen, didaktischen und organisatorischen Talent. Als Humanist war er zutiefst davon überzeugt, daß Wissenschaft die Menschen und ihre Lebensumstände bessere, daß sie zu Menschlichkeit führe. Er hat sich daher immer wieder leidenschaftlich für die Pflege und Förderung der Wissenschaften eingesetzt. „Du weißt sehr wohl“, schrieb er 1520 an Spalatin, „welche Verwüstung alles Guten dem Untergang der Wissenschaften folgt. Wenn sie nicht gepflegt werden, so wankt Religion, gute Sitten und alles, was wahrhaft menschlich und göttlich ist“; ja, dann werde schließlich „wieder die Barbarei hereinbrechen“. Melanchthon beurteilte „die Unwissenheit als die gefährlichste aller Seuchen“. Ihr galt es — durch wissenschaftliche Bildung und aufklärenden Unterricht — entschieden entgegenzuwirken. Hierfür bedurfte es jedoch nach den stürmischen Anfangsjahren der Reformation einer gründlichen Neuordnung der Verhältnisse in Kirche, Schule und Universität.

Diese Neuordnung ist vor allem dem Wirken Philipp Melanchthons zu danken. Die inhaltliche und organisatorische Studienreform an der Universität Wittenberg war im wesentlichen sein Werk, und an der Reorganisation älterer wie an der Begründung neuer Universitäten und Schulen in den Territorien lutherischer Konfession ist er maßgeblich beteiligt gewesen. Seine hierfür verfaßten Lehrpläne und Lehrbücher haben weite Verbreitung gefunden und nachhaltig auf die Reform von Studium und Unterricht eingewirkt. Er ist zu Recht als der einflußreichste Wissenschaftsorganisator und Bildungsreformer der deutschen Geschichte bezeichnet worden. Aber auch an der neuen Kirchenordnung hat er führend mitgewirkt. Aus der 1527 vom sächsischen Kurfürsten mit dem Ziel einer Bestandsaufnahme und Neugestaltung des kirchlichen Lebens angeordneten Kirchen- und Schulvisitation ist seine Schrift über den „Unterricht der Visitatoren“ (1528) hervorgegangen, die weit über Kursachsen hinaus den Aufbau lutherischer Landeskirchen mitbestimmt hat. Und das bis heute geltende deutsche Staatskirchenrecht ist in seinen Grundzügen bereits von ihm geprägt worden.

Der Universitätslehrer Philipp Melanchthon zeichnete sich durch einen sicheren Blick für das Wesentliche, durch präzise, plausible Gedankenführung und tref-

tende Formulierung aus. Er besaß die Gabe, den Lehrstoff gründlich aus den Quellen zu erarbeiten, nach zentralen Gesichtspunkten übersichtlich zu ordnen und mit seltener Klarheit und Verständlichkeit in Wort und Schrift mitzuteilen. Als Gelehrter genoß er in Wittenberg von Anfang an ein unvergleichlich hohes Ansehen: die universale Weite und geistige Souveränität seiner Gelehrsamkeit wurden von keinem seiner Kollegen erreicht. Luther hat die wissenschaftliche Überlegenheit des Freundes zu wiederholten Malen dankbar und bewundernd anerkannt. In einem Brief aus dem Jahre 1522 gesteht er ihm ohne Umschweife, daß „Du sowohl einen größeren Geist als auch größere Gelehrsamkeit hast als ich“.

Melanchthons wissenschaftlicher Ruf reichte weit über Wittenberg hinaus. Reuchlins überaus günstiges Urteil über den Großneffen aus dem Jahre 1518 wurde durch das Echo der Gelehrtenwelt auf die Früchte seiner Wittenberger Wirksamkeit sogar noch übertroffen. Hatte Reuchlin ihm den Rang nach Erasmus von Rotterdam zugewiesen, so sollte er bald — gleich diesem — als führender Philologe seiner Zeit, als Gelehrter von europäischem Rang und Namen weithin anerkannt und verehrt werden. Der Professor Melanchthon hat Scharen von Studenten nach Wittenberg gezogen; seine Vorlesungen waren stärker als die seiner Kollegen, ja selbst als die Luthers besucht. Wohl keine seiner zahlreichen Aufgaben hat ihn so sehr erfüllt wie die wissenschaftliche Lehre. Seinen — aus humanistischer Grundüberzeugung geborenen — unablässigen Bemühungen um die Pflege und Förderung der Wissenschaften, um Bildung und um Unterricht im Kampf gegen „die gefährlichste aller Seuchen“, die Unwissenheit, verdankt er den — angesichts der konfessionellen Spaltung Deutschlands — sicherlich übertriebenen, aber nichtsdestoweniger für ihn so charakteristischen historischen Ehrennamen „Praeceptor Germaniae“: Lehrmeister Deutschlands.

Seine hervorragenden Fähigkeiten als Praeceptor prädestinierten ihn geradezu für die Aufgabe des Lehrers der von Wittenberg ausgehenden Reformation. Und so sind denn auch die ersten zusammenhängenden Darstellungen der lutherischen Glaubenslehre von ihm erarbeitet worden. Bereits 1521 veröffentlichte er seine „Grundbegriffe der Theologie“, die Luther mit größtem Lob bedachte. „Es gibt nichts“, schrieb er dem Freund von der Wartburg, „was meine Armut an Deinem Reichtum hier aussetzen könnte“. Die „Grundbegriffe“ sind rasch ein klassisches, durch zahlreiche Auflagen überaus weit verbreitetes Lehrbuch der lutherischen Theologie geworden. Melanchthon hat sie im Verlauf seiner theologischen Entwicklung einige Male gründlich überarbeitet und erweitert, zum Teil auch inhaltlich revidiert.

Unter seinen theologischen Werken sind die „Grundbegriffe“ an Wirkung und Bedeutung wohl nur von der „Augsburgischen Konfession“ und ihrer Verteidigung, der „Apologie“, übertroffen worden. Die „Augsburgische Konfession“ war 1530 von

den lutherischen Ständen auf dem Reichstag zu Augsburg als ihr gemeinsames Glaubensbekenntnis angenommen und vor Kaiser und Reich feierlich verlesen worden. Auch wenn andere an ihr mitgewirkt hatten, war sie doch das eigentliche Werk Philipp Melanchthons. Er hat sie auch nicht anders betrachtet und trotz ihres offiziellen Charakters als Bekenntnisschrift der evangelischen Reichsstände genauso wie die „Grundbegriffe“ vor Druckausgabe mit — zum Teil sogar erheblichen — Änderungen versehen. Zusammen mit der „Apologie“, die Melanchthon zu ihrer Bekräftigung, Erläuterung und Verteidigung verfaßt hatte, ist sie 1580 in das Konkordienbuch, den Kanon der verbindlichen Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, aufgenommen worden.

Es war in der Tat ein überaus fruchtbares, auf umfassender Gegenseitigkeit beruhendes Verhältnis, das Melanchthon und Luther verband und die von Wittenberg ausgehende Reformation unverwechselbar mitgeprägt hat. Sucht man den Anteil Melanchthons an der gemeinsamen Wirkung knapp zu kennzeichnen, so wird man wohl — um die zugespitzte Unterscheidung zwischen den beiden Reformatoren wieder aufzugreifen — feststellen dürfen, daß das, was der Prophet verkündet hatte, vom Lehrer und Organisator in adäquate, beständige Form gebracht worden ist. Wie wichtig die Gemeinschaft mit Luther für Philipp Melanchthon war, sollte sich zeigen, als er 1521-22 vorübergehend und dann nach Luthers Tod 1546 endgültig vor der Aufgabe stand, das gemeinsame reformatorische Werk ohne den Freund vertreten und fortführen zu müssen.

Beide Male ist ihm die Führung der Wittenberger Reformation gleichsam automatisch zugefallen, beide Male ist er in äußerst heftige Auseinandersetzungen im reformatorischen Lager verwickelt worden, und beide Male ist er den extremen Belastungen, denen er dadurch ausgesetzt war, nicht gewachsen gewesen. Das erste Mal, als sektiererische Schwärmer und Spiritualisten die Wittenberger Unruhen ausgelöst hatten, konnte die Situation durch Luthers Rückkehr von der Wartburg rasch gemeistert werden. Das zweite Mal, als die sogenannte lutherische Orthodoxie Melanchthon und die Wittenberger Theologische Fakultät mit erbitterter Schärfe und starrsinniger Rechthaberei der Abkehr von der Lehre Luthers und damit der Irrlehre bezichtigte, führten die Auseinandersetzungen zu heilloser Zerstrittenheit und gefährlicher Lähmung des Luthertums.

Nun war Melanchthon — insbesondere in der Ausgabe der „Augsburgischen Konfession“ von 1540 — tatsächlich in einigen Punkten, wie der Frage des Abendmahls oder der Rechtfertigung, eigene theologische Wege gegangen, die sich von der Lehre Luthers entfernt und den Auffassungen der oberdeutschen und schweizerischen Reformation angenähert hatten. Das hatte bereits Luthers Mißbilligung und Verärgerung hervorgerufen. Mit seinen begrenzten Abweichungen von Luther hat Melanchthon jedoch nicht — wie seine Widersacher

ihm vorwarfen — die Fundamente der lutherischen Theologie verlassen, geschweige denn mit dem gemeinsamen reformatorischen Werk gebrochen. Man wird gewisse Unterschiede in den Antworten Luthers und Melanchthons auf theologische Streitfragen der Reformation denn auch schwerlich mit der Konstruktion prinzipieller Gegensätze im Spätwerk der beiden Reformatoren erklären können. Die Ursachen dürften wohl vielmehr in Melanchthons unermüdlicher Bereitschaft zu suchen sein, überall dort, wo es ohne Einbußen an der Substanz der evangelischen Lehre möglich schien, in Glaubensstreitigkeiten zu vermitteln, Frieden und Versöhnung zu stiften und — ebenso wie gegenüber der katholischen Seite — auch im protestantischen Lager auf Annäherung, Verständigung und Ausgleich hinzuwirken.

Er war allerdings keine kämpferische Persönlichkeit. Ihm fehlten die prophetische Autorität, die streitbare Entschiedenheit und die rigorose Unnachgiebigkeit, mit der Luther seinen Widersachern entgegenzutreten pflegte. Und so war er den erbitterten Auseinandersetzungen um die rechte lutherische Lehre nahezu hilflos ausgeliefert. Der fortgesetzten Streitigkeiten und persönlichen Anfeindungen müde, enttäuscht und resigniert, hat er schließlich die Erlösung durch den Tod erwartet. Philipp Melanchthon ist am 19. April 1560 in seinem Haus in Wittenberg gestorben; er ist an der Seite Martin Luthers in der Wittenberger Schloßkirche beigesetzt worden.

Nach seinem Tod fand man auf seinem Schreibpult ein kleines Blatt, auf dem er die „Gründe“ notiert hatte, weshalb er den Tod nicht fürchte. Auf der linken Seite stand: „Du wirst von der Sünde erlöst, von den Sorgen und der Wut der Theologen befreit“. Auf der rechten Seite: „Du kommst zum Licht, du wirst Gott und seinen Sohn schauen, du wirst die wunderbaren Geheimnisse erkennen, die du in diesem Leben nicht begreifen konntest: warum wir so geschaffen sind und nicht anders und worin die Vereinigung der beiden Naturen in Christus besteht“. Diese knapp und konzentriert formulierten „Gründe“ sind ein eindrucksvolles Zeugnis der tiefen christlichen Frömmigkeit Melanchthons, aber auch seiner deprimierten seelischen Verfassung während der letzten Lebenszeit, denn mit der Glaubensgewißheit, Erlösung von der Sünde zu finden, erfüllt ihn zugleich die Erwartung, von allem, was seinen Lebensabend so schwer belastet hatte, „von den Sorgen und der Wut der Theologen“, endlich befreit zu werden. Schließlich spricht aus den „Gründen“ auch der ungestillte Wissensdurst, der starke Drang nach Erkenntnis, der das Wirken des Humanisten Philipp Melanchthon zeitlebens geleitet hatte: was seinen diesseitigen Anstrengungen im Denken und Glauben verborgen bleiben mußte, im Jenseits — ist er überzeugt — wird er es erkennen und begreifen dürfen.

*

Das vielseitige und umfangreiche humanistische und reformatorische Werk Philipp Melanchthons hat weit über seinen Tod hinaus fortgelebt. Einiges — wie

beispielsweise seine Astrologie, über die sich schon Luther mokiert hatte — war stark zeitgebunden, anderes dagegen — vor allem sein Reform- und Reorganisationswerk für Kirche, Universität und Schule — war so zukunftssträchtig, daß es bis ins 19. Jahrhundert hinein überdauert hat, ja teilweise sogar, wenn auch in veränderter Gestalt, bis heute noch nachwirkt. Fragt man nach der geschichtlichen Bedeutung Philipp Melanchthons für unsere Zeit, so gilt es zunächst festzuhalten, daß die konkreten Probleme seiner Gegenwart nicht mehr die unseren sind, daß wir von ihm also schwerlich konkrete Antworten auf die akuten Fragen unserer Gegenwart erhalten können. Das heißt freilich nicht, daß er uns nichts mehr zu sagen hätte. Im Gegenteil! Ohne die Kenntnis seines Lebens, seines Werkes und seiner Wirkung würde uns die Kirchen-, Geistes- und Bildungsgeschichte des Protestantismus zu großen Teilen unverständlich bleiben, würden wir unseren Standort in ihr nicht zuverlässig erkennen und bestimmen können. Indem wir uns also mit seiner Geschichte beschäftigen, lernen wir auch unsere Geschichte besser verstehen, die uns, ob wir uns dessen nun bewußt sind oder nicht, untrennbar mit ihm verbindet.

Darüber hinaus verdanken wir ihm einige richtungsweisende Grundorientierungen, die auch heute noch Gültigkeit beanspruchen dürfen. Wir teilen sicherlich nicht mehr seine optimistische Überzeugung, daß die Pflege der Wissenschaften von vornherein schon Humanität bewirke. Deshalb bestehen wir ja um so nachdrücklicher darauf, daß sie es gleichwohl solle, daß Wissenschaft dem menschlichen Leben zu dienen habe. Hierin aber können wir uns wieder ausdrücklich auf Philipp Melanchthon berufen. Er hat nämlich keinen Zweifel daran gelassen, sich mit den Wissenschaften — insonderheit der Theologie — je anders als um der Menschen willen beschäftigt zu haben. Er, der im Alter so sehr unter der menschenunwürdigen „Wut der Theologen“ zu leiden hatte, war sich, wie er einmal bekannte, stets „bewußt, niemals aus einem anderen Grunde Theologie getrieben zu haben, als um das Leben zu verbessern“. Weiterhin hat er durch die enge Verbindung von Humanismus und Reformation entscheidend daran mitgewirkt, daß die evangelische Kirche von Anfang an ein positives und produktives Verhältnis zu den Wissenschaften gefunden hat und daß ihr jene Konflikte erspart geblieben sind, die das Verhältnis der katholischen Kirche zur neuzeitlichen Wissenschaft so schwer belastet haben.

Von ähnlich richtungsweisender Bedeutung war Melanchthons ökumenische Grundorientierung. Er hat sie nicht nur gegenüber der römisch-katholischen Kirche und der oberdeutschen und schweizerischen Reformation, sondern auch gegenüber der griechisch-orthodoxen Kirche zum Ausdruck gebracht. In einem Schreiben an den ökumenischen Patriarchen zu Konstantinopel aus dem Jahre 1559 betont er die christliche Einheit der „heiligen Kirchen“ und die grundlegende dogmatische Übereinstimmung der Wittenberger Reformation mit der

griechischen Kirche.

Von seiner ökumenischen ist seine friedliche, nach Frieden strebende Grundorientierung nicht zu trennen. Sie hat sein Denken und Handeln zutiefst bestimmt. Und auch sein Schüler Heinrich Rantzaus hat unter dem Eindruck des langwierigen Nordischen Siebenjährigen Krieges (1563—1570) und des erbitterten spanisch-niederländischen Konflikts dem — wie er seither zu sagen pflegte — „lieben Frieden“ uneingeschränkte Priorität eingeräumt, da selbst „ein beschwerlicher Friede ... allezeit besser als ein gerechter Krieg“ sei.⁶ Diese Grundorientierung wird heute, nachdem historische Erfahrungen uns auf das eindringlichste bewußt gemacht haben, daß es keine verantwortbare Alternative zum Frieden mehr gibt, vielleicht besser verstanden als von Melanchthons und Rantzaus Zeitgenossen. Im „Unterricht der Visitatoren“ heißt es: „Man soll auch die Leute unterrichten, was für ein köstlich Ding der Friede sei ... Von solchen Dingen ist es nötig, oft zu predigen“. Hierin ist uns Philipp Melancthon — auch nach 450 Jahren — so nahe geblieben, als wäre er unser Zeitgenosse.

ANMERKUNGEN

- 1 Reimer Hansen, Geschichtswissenschaft als Friedensforschung und der Friedensplan Heinrich Rantzaus, Grenzfriedenshefte 1971, S. 207 ff; dazu: ders., Heinrich Rantzaus als Politiker, ZSHG 97 (1972), S. 15 ff
- 2 Otto Brandt, Heinrich Rantzaus und seine Relationen an die dänischen Könige. Eine Studie zur Geschichte des 16. Jahrhunderts, München und Berlin 1927, S. 4
- 3 Otto Brandt, Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Grundriß. 7. Aufl. überarbeitet und erweitert von Wilhelm Klüver, Kiel 1976, S. 168 ff
- 4 Ernst Feddersen, Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. II, 1517—1721, Kiel 1938, S. 256 ff; Quattuor Centuriæ Epistolarum. Provst Johannes Pistorius' Brevsamling 1541—1605 (1614). Udgivet ved A. Andersen, Historisk Samfund for Sønderjylland 1971, passim. Zum Einfluß Melanchthons auf Heinrich Rantzaus s. auch: Reimer Hansen, Heinrich Rantzaus Rußlandbild. In: Fruchtblätter. Freundesgabe für Alfred Kelletat. Hrsg. v. Harald Hartung, Walter Heistermann und Peter M. Stephan, Berlin 1977, S. 244, 251
- 5 Die nachstehenden Ausführungen folgen im wesentlichen meiner Abhandlung: Philipp Melancthon (1497—1560) — Geschichte und geschichtliche Bedeutung eines „großen Deutschen“. In: Spätlese aus Forschung und Lehre einer aufgelösten Hochschule. Redaktion: Alfred Kelletat (Abhandlungen aus der Pädagogischen Hochschule Berlin. Hrsg. v. Walter Heistermann, Bd. VII), Berlin (Colloquium Verlag) 1980, S. 255 ff. Ursprünglicher Adressat dieser Ausführungen war die evangelische Gemeinde der Philipp-Melancthon-Kapelle in Berlin-Rudow. Aufgabe war es, den Reformator und Humanisten der Gemeinde seines Namens ohne Preisgabe an Wissenschaftlichkeit in allgemeinverständlicher Darstellung zu vergegenwärtigen. Alle zeitgenössischen lateinischen und frühneuhochdeutschen Termini, Werktitel und Zitate erscheinen daher in übersetzter bzw. modernisierter Fassung. Auf einzelne Belege ist bewußt verzichtet

worden. Hier sei auf die benutzte Literatur verwiesen:

Quellen: Philipp Melanchthon, Werke in Auswahl. Hrsg. v. Robert Stupperich, bisher 7 Bde, Gütersloh 1951—1978; Reformatorsche Verkündigung und Lebensordnung. Hrsg. v. Robert Stupperich, Bremen 1963 (Klassiker des Protestantismus, Bd. 3); Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, 6. Aufl., Göttingen 1967; Das Augsburger Bekenntnis 1530—1980. Revidierter Text. Hrsg. v. Günther Gaßmann, 2. Aufl., Göttingen 1978; Luther Deutsch. Die Werke Martin Luthers in neuer Auswahl für die Gegenwart. Hrsg. v. Kurt Aland, 10 Bde, Stuttgart und Göttingen 1959—1969
Darstellungen: Robert Stupperich, Melanchthon, Berlin 1960; ders.. Der unbekannte Melanchthon. Wirken und Denken des Praeceptor Germaniae in neuer Sicht, Stuttgart 1961; Peter Meinhold, Philipp Melanchthon. Der Lehrer der Kirche, Berlin 1960; Wilhelm Maurer, Melanchthon-Studien, Gütersloh 1964; ders.. Der junge Melanchthon zwischen Humanismus und Reformation, 2 Bde, Göttingen 1967, 1969, Philipp Melanchthon, Forschungsbeiträge zur vierhundertsten Wiederkehr seines Todestages, dargeboten in Wittenberg 1960. Hrsg. v. Walter Eiliger, Berlin 1961; Franz Lau und Ernst Bizer, Reformationsgeschichte Deutschlands bis 1555, 2. Aufl., Göttingen 1969 (Die Kirche in ihrer Geschichte, Bd. 3); Pierre Fraenkel, Einigungsbestrebungen in der Reformationszeit. Zwei Wege — zwei Motive, Wiesbaden 1965; Ernst Benz, Die Ostkirche im Lichte der protestantischen Geschichtsschreibung von der Reformation bis zur Gegenwart, München 1952. Die Beiträge über Philipp Melanchthon in: Max Lenz, Ausgewählte Vorträge und Aufsätze, 3. Aufl., Berlin o. J.; Walther von Loewenich, Von Augustin zu Luther, Beiträge zur Kirchengeschichte, Witten 1959; Heinrich Bornkamm, Das Jahrhundert der Reformation. Gestalten und Kräfte, 2. Aufl., Göttingen 1966; Kurt Aland, Die Reformatoren. Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin. Mit einem Nachwort zur Reformationsgeschichte, Gütersloh 1976

6 Hansen, Heinrich Rantzau als Politiker, S. 33

Georg-Wilhelm Pfungsten

Notizen über einen abenteuerlichen Lebenslauf und die Anfänge der Taubstummen-Bildung in den Herzogtümern Schleswig und Holstein

Zum Internationalen Jahr der Behinderten 1981 wurde uns von Rolf Jacobs, der am Landeskrankenhaus in Schleswig tätig und schon mehrfach in den Grenzfriedensheften zu Wort gekommen ist, der nachstehend wieder gegebene Aufsatz über Georg- Wilhelm Pfungsten und die Anfänge der Taubstummen-Bildung in Schleswig-Holstein zur Veröffentlichung überlassen. Wir freuen uns, diese Darstellung eines abenteuerlichen und segensreichen Lebens in diesem Heft bringen zu können. Die Red.

Der Beginn einer Taubstummenbildung in den Herzogtümern Schleswig und Holstein ist fest mit dem Namen Georg-Wilhelm Pfungsten verbunden. Zwar gibt es Berichte, nach denen sich um 1787 auch der Küster von Curau bei Lübeck mit dem Unterricht Taubstummer befaßte, und in frühen Jahresmitteilungen werden einzelne Pfarrer erwähnt, die sich in gleicher Richtung versuchten, aber es ist allein dem zähen Einsatz und den damals Aufsehen erregenden Unterrichtserfolgen G. W. Pfungstens zu verdanken, wenn die Taubstummenbildung in unserer engeren Heimat zu einer öffentlichen Angelegenheit wurde.

Georg-Wilhelm Pfungsten entstammte einfachen Verhältnissen. Sein Vater war Militärmusiker, der in holsteinische Dienste trat und den sein Beruf zu häufigem Wohnungswechsel zwang. Georg-Wilhelm wurde am 5. März 1746 in Kiel geboren. Seine Mutter starb im Wochenbett, und auch die fürsorgliche Stiefmutter verlor er bereits in seinem 8. Lebensjahr. So wuchs der unglückliche Knabe bei Pflegeeltern auf. Diese waren zumeist ehemalige Soldaten, die sich nun als Handwerker kärglich durchschlugen. Ihnen war das Pflegegeld eine willkommene Einnahme und der Junge eine billige Arbeitskraft, aber um seine Erziehung und schulische Bildung kümmerten sie sich wenig. Teilweise nahmen die Zurücksetzungen und Quälereien einen solchen Umfang an, daß das armselige Pflegekind, dessen Vater fern der Heimat weilte, die Behörden um Hilfe angehen mußte.

Bis zu seinem 14. Lebensjahr war der junge Pfungsten in nicht weniger als neun verschiedenen Pflegestellen, in Kiel, Neustadt, Oldenburg und Hamburg. Auf einer Stelle suchten die Pflegeeltern ihn sogar zum Diebstahl anzuhalten, und auf einer anderen wurde er Zeuge unsittlicher Vorkommnisse. Es zeugt von einem gesunden moralischen Kern in dem heranwachsenden Pfungsten, daß er dabei nicht selbst auf die schiefe Bahn kam.

Im Jahre 1760 holte der alte Pffingsten seinen Sohn Georg-Wilhelm und den jüngeren Stiefbruder nach Petersburg. Der Vater war dort Musiker in einer Kapelle der holsteinischen Truppe, die der Zar Peter II., ein gebürtiger Herzog von Holstein, nach Rußland beordert hatte. In Petersburg begann für Georg-Wilh. Pffingsten eine Zeit tüchtigen Lernens und schöner Erfolge. Nach Herzenslust konnte er sich hier seiner Lieblingsbeschäftigung, der Musik, hingeben. Im Trommelschlagen und Flötenspiel entwickelte er dabei soviel Talent, daß ihm bereits mit 16 Jahren die freie Stelle eines Flötisten in der Hofkapelle so gut wie sicher war.

Aber die Ermordung des Zaren im Jahre 1762 zerschlug alle schönen Aussichten. Die Holsteiner Soldaten wurden verhaftet und ausgewiesen. Nach abenteuerlicher Seefahrt kehrte Vater Pffingsten mit seinen beiden Söhnen über Schweden und Dänemark wieder in die Heimat zurück. Sie hatten fast ihre gesamte Habe verloren.

Obwohl sich Georg-Wilhelm stark zum Beruf eines Musikers hingezogen fühlte, schien ihm das Erlernen eines Handwerks doch größere Sicherheiten zu bieten. Er trat mit 17 Jahren in Kiel bei einem Perückenmacher in die Lehre. Drei Jahre später ging er als Geselle auf Wanderschaft und fand in Hamburg einen guten Arbeitsplatz. Aber seine Liebe zur Musik, der er fast seine ganze Freizeit widmete, ließ Pffingsten nicht zur Ruhe kommen. Er trug sich mit dem Gedanken, wieder nach Rußland auszuwandern, dort in eine Kapelle reicher Privatleute einzutreten. Zu diesem Zweck ging er zunächst nach Lübeck.

Die vorteilhaften Angebote aber, die ihm hier gemacht wurden, veranlaßten Pffingsten, sich in Lübeck als Perückenmacher niederzulassen. Am 27. August 1773 wurde er Meister und Bürger von Lübeck, und am 16. September desselben Jahres verheiratete er sich mit einer Frau Engel, geborene Börs. Im Laufe der Zeit wurden dann den Eheleuten acht Kinder geboren, von denen aber sechs bereits im jugendlichen Alter verstarben.

Als das Perückentragen aus der Mode kam, mußte Pffingsten sein Handwerk aufgeben. Die Not trieb ihn ins Lehrfach. Pffingsten erteilte Unterricht im Lesen, in der Musik und im Tanzen. Seine musikalischen Fähigkeiten öffneten ihm dabei die besten Häuser Lübecks und brachten ihn mit einflußreichen Persönlichkeiten zusammen, die ihm mit Rat und Tat zur Seite standen und ihm halfen, sich die notwendigen Kenntnisse für den Beruf eines Schulmeisters anzueignen. Mit zähem Fleiß arbeitete Pffingsten an seiner Weiterbildung. Er war ein Autodidakt, voller Ideen und Unternehmungslust. U. a. erfand er eine Trommel- und Signalsprache. Durch öffentliche Vorführungen in Lübeck, Kiel, Schleswig, Hamburg, Lüneburg und Kopenhagen suchte er die Brauchbarkeit seiner Erfindung für die Nachrichten-Übermittlung nachzuweisen.

Pffingsten erregte zwar Aufsehen bei seinen Zeitgenossen — die damaligen

Zeitungen berichteten ausführlich über die Vorführungen — aber er fand mit seiner Erfindung nicht das erwünschte Interesse öffentlich-staatlicher, vor allem militärischer Stellen. So suchte er denn seine Erfindung auf einem anderen Gebiet nutzbar zu machen: im Unterricht Taubstummer!

Schon in Kiel und Petersburg war Pfingsten mehrfach mit Taubstummen in Berührung gekommen. Er hatte sich in die Denk- und Ausdrucksweise dieser vom Schicksal tragisch benachteiligten Mitmenschen, um die sich damals kaum jemand kümmerte, eingelebt und verstand es bald virtuos, sich mit ihnen in der Gebärdensprache zu unterhalten. Er sah in der Zeichensprache ein vorzügliches Mittel, den verhüllten Geist der Gehörlosen zu wecken, ihr Denken anzuregen und sie so allmählich reif für einen ordentlichen Unterricht zu machen.

In dem Arzt Dr. Wallbaum, seinem Nachbarn in Lübeck, fand Pfingsten einen eifrigen Förderer seiner Ideen. Dieser führte Pfingsten im Jahre 1787 einen hörstummen Knaben zu, der bereits ein paar Jahre die Schule besucht hatte, bei dem es aber seinem früheren Lehrer nicht gelungen war, auch nur einen einzigen artikulierten Laut aus ihm herauszubringen. Pfingsten brachte das Kind innerhalb von sechs Monaten zum deutlichen Sprechen.

Dieser überraschende Erfolg führte schnell dazu, daß man Pfingsten weitere Taubstumme anvertraute. So konnte er im Jahre 1788 in der Johannisstraße in Lübeck ein Privatinstitut eröffnen, dessen Schülerzahl bald auf sieben stieg. Pfingsten begann seinen Unterricht in der Zeichensprache. Mittels Zeichen erteilte er den Kindern Befehle, die sie auszuführen hatten, und stellte Fragen, die in der Zeichensprache zu beantworten waren. War so eine sichere Verständigung angebahnt, begann Pfingsten mit dem mündlichen Unterricht. Leider sagen die Quellen nichts über die Art des Vorgehens beim Artikulations-Unterricht. Es wird aber berichtet, daß sich die Kenntnis der Schriftzeichen anschloß, wobei den Kindern das Willkürliche der Buchstabenschrift und das Erfassen der Idee, die mit den Schriftzeichen verbunden werden sollten, durch die Verwendung von Pfingstens Zeichensprache erleichtert wurde. Das Ziel war also eindeutig die Erlernung der Lautsprache in ihrer mündlichen und schriftlichen Form.

Pfingsten betrieb den Unterricht der Taubstummen nur nebenbei. Um seine zahlreiche Familie ernähren zu können, mußte er den Unterricht Hörender fortsetzen, ohne allerdings damit der ständigen wirtschaftlichen Sorgen ledig zu werden. Pfingstens drückende äußere Lage rief die „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit in Lübeck“ auf den Plan. Der Vorstand dieser Gesellschaft stellte Pfingsten im Jahre 1791 ein öffentliches Zeugnis aus, um ihm „ein seinen Fähigkeiten angemessenes Amt und eben dadurch für sein menschenfreundliches Geschäft die nöthige Muße zu verschaffen“.

Dieses Zeugnis hat wesentlich dazu beigetragen, daß das Domkapitel in Lübeck Pfingsten die Organisten- und Schullehrerstelle in Hamberge bei Lübeck übertrug,

die ihm ein sorgenfreies Leben sicherte. Pfingsten nahm vier taubstumme Kinder mit nach seiner neuen Wirkungsstätte. Von 1791 bis 1799 hielt er in Hamberge Schule und förderte neun taubstumme Kinder nebenbei so weit, daß sie später im Leben ohne fremde Hilfe vorwärtskommen sollten.

Allmählich wurde Pfingstens Bemühen im Lande bekannt. Sein Ruf als hervorragender Lehrer der Taubstummen drang bis an den Königshof in Kopenhagen. Durch Fürsprache und Vermittlung der Grafen von Reventlow und von Stolberg wurde König Christian VII. für die Errichtung eines eigenen Taubstummen-Institutes in den Herzogtümern Schleswig und Holstein gewonnen und Pfingsten am 9. März 1799 mit direkter Bestallung vom König zum Vorsteher und Lehrer des neugegründeten Königlichen Taubstummen-Institutes in Kiel berufen. In den ersten Maitagen des Jahres 1799 nahm Pfingsten den Unterricht in Kiel mit fünf taubstummen Kindern auf. Eine „Instruktion“ der Kieler Seminardirektion, der das Taubstummen-Institut unterstand, regelte die Rechte und Pflichten des neuen Vorstehers.

Eine fast modern anmutende Einstellung zeichnete diese Instruktion besonders in methodischer Hinsicht aus. Sie billigte Pfingsten völlige methodische Freiheiten zu, erwartete aber, daß seine Lehrmethode „den natürlichen Anlagen und Geistesbedürfnissen seiner Schüler angemessen sei und sie zu verständigen, denkenden Menschen bilde“. Bloßer Mechanismus und gedankenloses Lernen wurden ausdrücklich verworfen.

Pfingsten hatte bald neun Schüler, die er in drei Klassen im Sprechen, Absehen, Schreiben und Lesen unterrichtete. In der obersten Abteilung, deren Schüler schon drei bis vier Jahre Unterricht erhalten hatten und nun 21 (!), 17 und 15 Jahre alt waren, begann er den Unterricht im Rechnen und in der Religion. Pfingsten hielt wöchentlich 36 feste Lehrstunden, Ferien gab es nur drei Tage im Jahr. Im Jahre 1809 zählte das Institut bereits 35 Schüler, für deren Unterricht nach der Lautsprach-Methode gut drei Lehrer notwendig gewesen wären.

Aber noch immer leistete der nun 63jährige Pfingsten diese Arbeit ganz allein, denn seine junge Tochter, eine gehörlose Hilfskraft und ein Zeichenlehrer kamen dafür nicht in Frage, wenn sie ihm auch sonst als Entlastung hochwillkommen waren. So konnten die Erfolge mit der Lautsprache nicht groß sein. Schrift- und Gebärdensprache boten sich als nur zu willige Helfer an; so beherrschten sie mehr und mehr das Feld. Pfingsten hatte ja kein Vorbild für den besten Weg erfolgreicher Arbeit, er mußte erst alles selbst durch Erfahrung ergründen und kritisch prüfen. Dabei war er von Hause aus kein gelehrter Mann, sondern ein eifriger Autodidakt, der Mittel und Wege der damaligen Wissenschaft seiner Arbeit nutzbar zu machen suchte.

So beschäftigte sich Pfingsten um 1800 eingehend mit dem Galvanismus, einer elektrischen Heilbehandlung, der man anfangs auch eine Heilung der Taubheit

zuschrieb. Pflingsten verfaßte über diesen Gegenstand mehrere Schriften und wurde zum korrespondierenden Mitglied der Galvanischen Gesellschaft in Paris ernannt. Unter Leitung des Kieler Professors Dr. med. Pfaff wurden in den Jahren 1801-02 an taubstummen Kindern galvanische Versuche durchgeführt. Aber Pflingstens optimistische Nachricht von glücklichen Versuchen gegen Gehörfehler (Kiel 1801) mußte bald nüchterner Betrachtung weichen, und in seinen späteren Schriften warnte Pflingsten geradezu vor den gesundheitsschädigenden Wirkungen des Galvinismus und bedauerte den Verlust an Unterrichtszeit, den dreijährige nutzlose Versuche gekostet hatten.

Trotzdem blieb Pflingsten allen Versuchen gegenüber aufgeschlossen, die den Zustand der Taubstummheit zu ergründen vermochten. Er unternahm Hörprüfungen mit seinen Schülern, stellte einen besonderen „Gehörmesser“ zusammen und benutzte im Unterricht ein von seinem Sohn konstruiertes Hörrohr. Seine Beobachtungen und Erfahrungen machte er in zahlreichen Schriften der Öffentlichkeit zugänglich. Pflingsten wies bereits auf den Unterschied von taktilen und Gehörsempfindungen hin, auf deren Verwechslung damals manche der angeblichen „Heilungen“ der Taubheit zurückgingen.

Neben seiner Bedeutung als Gründer einer der ersten Taubstummenschulen liegt deshalb Pflingstens Verdienst vor allem darin, daß er wesentlich zur Aufhellung des Problems „Taubstummheit“ in psychologischer und therapeutischer Beziehung beitrug und mit alledem einführbarerweise auch das Vertrauen rechtfertigte, das man höheren und höchsten Ortes in seine Person und seine Tüchtigkeit gesetzt hatte.

So wird das denkwürdige Patent vom 8. November 1805 verständlich, nach dem erstmalig in der Geschichte des Taubstummenbildungswesens ein gesetzlicher Schulzwang für Taubstumme ausgesprochen, Maßnahmen für die Fürsorge festgelegt und ein Taubstummen-Institut zu einer öffentlichen Bildungsanstalt erhoben wurde. Die Unterbringungs- und Beschulungskosten für bedürftige Kinder wurden nunmehr dem Lande auferlegt, für die notwendige Erstausrüstung einzuschulender Kinder hatten die Kommunen zu sorgen.

Das alles gab dem Institut entscheidenden Auftrieb, dennoch blieben die wirtschaftlichen Verhältnisse angespannt und veranlaßten Pflingsten im Jahre 1810, seine Lehranstalt nach Schleswig zu verlegen, wo die Grundstückspreise niedriger waren als in Kiel. Eine königliche Resolution vom 26. August 1809 genehmigte diese Verlegung, hob die Unterstellung unter das Kieler Seminar auf und setzte als Aufsichtsbehörde eine besondere Königliche Direktion ein, der der Kanzler des Schleswigschen Obergerichts, Konferenzrat Krück, der Oberkonsistorialrat und Superintendent Adler und der Etatsrat und Physikus Suadicanı angehörten. „Um den Zöglingen des Institutes Gelegenheit zu geben, sich für ein künftiges Gewerbe in ihren Mußestunden (!) vorzubereiten“

(Jahresbericht 1812), erfolgte die Einrichtung von Industrie-Anstalten (eine Drechslerei 1810, eine Weberei 1812 eine Werkstatt für feinere weibliche Handarbeiten 1813, eine Schneiderei 1813 eine Strickerei 1813, eine Spinnerei 1813, eine Metaldreherei 1817, eine Druckerei 1818 und eine Schuhmacherei 1826).

Infolge Einrichtung dieser Industrien und der wachsenden Schülerzahl wurde das Gebäude in Schleswig bald zu klein. So mußte u. a. das gleiche Zimmer als Eß- und Lehrsaal dienen, und ein Teil der Schüler mußte in Nebengebäuden schlafen. Der notwendig gewordene Ausbau konnte dank einer großmütigen Stiftung vorgenommen werden.

Der Flensburger Kaufmann Wilhelm Valentiner besaß zwei taubstumme Geschwister, die ohne jegliche Ausbildung hatten aufwachsen müssen. Das bittere Schicksal dieser Unglücklichen bewog ihren Bruder, sein später erworbenes Vermögen dem Taubstummen-Institut in Schleswig zu vermachen. Valentiner verstarb am 15. November 1818 und hinterließ dem Institut 36 000 Rbtl., ein stattliches Vermächtnis.

Dem Andenken dieses hochherzigen Wohltäters der Taubstummen diene der „Valentiner-Tag“, jeweils am 15. November eines jeden Jahres, der von 1822 bis in den Zweiten Weltkrieg hinein an der Landesgehörlosen-Schule gefeiert wurde und mit einer Prämienverteilung an die Schüler verbunden war. Mit Hilfe dieses Valentiner-Fonds wurde, wie bereits erwähnt, die Druckerei im Jahre 1818 eingerichtet und auch der Ausbau des Hauptgebäudes finanziert, der aber erst unter dem Nachfolger Pfingstens im Jahre 1828 vollendet wurde.

Bis 1826 hat Pfingsten sein segensreiches Wirken in Schleswig fortgesetzt, das ihm 1812 den Professoren-Titel neben vielen anderen Ehrungen und Auszeichnungen einbrachte. Pfingsten war Danebrogsmann und Ritter des Danebrogs. Aus bescheidensten Verhältnissen kommend, erkämpfte sich dieser talentierte Mann aus eigener Kraft einen ungewöhnlichen Aufstieg, lebt er in den Herzen der Gehörlosen fort als der Vater des Taubstummen-Bildungswesens in den Herzogtümern Schleswig und Holstein und zählt weit über die Grenzen unserer engeren Heimat hinaus zu den Pionieren der Taubstummenbildung überhaupt.

Schlesien als deutsches Dichterland

Heinz Adler, Oberbürgermeister der Stadt Flensburg von 1963 bis 1977, hat im Herbst 1980 einen vielbeachteten Vortrag über die Dichtung seiner schlesischen Heimat bei der Flensburger Kulturgesellschaft gehalten. Mit freundlicher Zustimmung des Autors bringen wir diesen Vortrag in gekürzter Fassung. In ihm wird die ganze Spannweite schlesischer Dichtung von der sichtbar.

Als Goethe Schlesien bereiste, berichtete er in seinem Brief vom 10. August 1790:

„Seit Anfang des Monats bin ich in diesem zehnfach interessanten Lande, habe schon manchen Teil des Gebirges und der Ebene durchstrichen und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht.“

Schon vorher hatte die gewaltige geistige Antriebskraft des böhmisch-schlesischen Humanismus im 14. Jahrhundert trotz Pest, Flagellantentums und Hexenverbrennungen eingesetzt und gegen Ende des 15. Jahrhunderts dazu geführt, daß Schlesien — wie Melanchthon später schrieb — „im Vergleich zu anderen Ländern die zahlreichsten Gelehrten hervorgebracht hat“.

Ähnliches ist nun im Barock zu beobachten, als Schlesien während des 30jährigen Krieges Glanzleistungen literarischer Art vollbrachte.

*

Auf einer Bauernstelle in Alt-Seidenberg bei Görlitz wurde 1575

Jakob Böhme geboren. Mangels ausreichender Körperkräfte wurde er Schuster. Seine Bildung erwarb er sich als Autodidakt, seine Ausdruckskraft holte er aus der Lutherbibel. Sein Schüler Abraham von Franckenberg beschreibt seine unansehnliche Gestalt, aus der aber die Augen „wie die Fenster des Tempels Salomonis strahlten“. Das hinderte aber den Görlitzer Magistrat nicht daran, ihn auf Betreiben des protestantischen Klerus und des Görlitzer Pfarrers Gregorius Richter unerbittlich zu verfolgen, seine Schriften zu kassieren, ihm das Schreiben zu verbieten und ihn noch in seinem letzten Lebensjahr 1624 zur vorübergehenden Flucht ins sächsische Ausland nach Dresden zu zwingen.

Was hatte er getan? Bei dem allgemeinen frommen Rätselraten, woher das Böse kommt und wie Teufel und Sünde angesichts der Allmacht Gottes überhaupt existieren können, hatte er entdeckt, daß das Böse ebenso wie das Gute Gott selbst ist. Die gesamte Natur einschließlich des Menschen besteht aus Gut und Böse, und da Gott in allem enthalten ist,

vereinigt er in sich selbst alle Gegensätze. Hierin liegt die Triebkraft der Welt. Diesen Gott hatte Böhme im Jahre 1600 in einer Innenschau mystischer Selbstversenkung am eigenen Leib gespürt und erlebt. Zwölf Jahre später schrieb er diese persönliche Begegnung mit Gott zum ersten Mal nieder und vertiefte sie in weiteren Schriften. Er sagte:

„In meinem ernstlichen Suchen und Begehren ist mir die Pforte eröffnet worden, daß ich in einer Viertelstunde mehr gesehen und gewußt habe, als wenn ich wäre viele Jahre auf hohe Schulen gewesen. Und fiel mir in mein Gemüt, solches aufzuschreiben; wiewohl ich zwölf Jahre damit umging, eh' ich es konnte — bis es mich hernach überfiel als ein Platzregen: Was der trifft, das trifft er. Der heiligen Welt Gott und der finsternen Welt Gott sind nicht zween Götter, es ist ein einiger Gott, er ist selber alles Wesen, er ist Gutes und Böses, Himmel und Hölle, Licht und Finsternis. Durch diesen zweifachen Quell, Bös und Gut, hat alles seine große Beweglichkeit.“

Böhme hat alle großen Dichter, Philosophen und Theologen, auch Könige, wie seinerzeit Karl I. von England, Enkel der Maria Stuart, beschäftigt. Wir finden ihn bei Goethe im Faust wie bei Gerhart Hauptmann, im Surrealismus wie im Existentialismus. Er ist auch in originellen Vergleichen mit Köpfen wie Montaigne in geistige Verbindung gebracht worden. Er wird auch in Zukunft alle religiös Unruhigen in

Bewegung halten, aber manche werden sich — wie schon in Böhmes eigenem Jahrhundert — statt der Gottheit von Gut und Böse lieber einen makellosen, befreienden Gott, also eine andere mystische Erkenntnis wünschen.

In dem Kolossalbild des schlesischen Barock war Jakob Böhme der Schöpfer eines Weltbildes, Martin Opitz der Sprachgesetzgeber und Bildungsdichter, Andreas Gryphius der religiöse Lyriker und Dramatiker, Friedrich von Logau der Meister des Epigramms und Angelus Silesius der überragende Dichter, der Böhmes Mystik literarisch auf das Niveau der Weltliteratur gehoben hat. Sie trafen alle im 17. Jahrhundert zusammen.

*

Martin Opitz aus Bunzlau veröffentlichte sein berühmtes Buch „Von der deutschen Poeterey“ 1624, im Todesjahr Böhmes. Damit wurden beispielsweise Wortbetonung und Versakzent gleichgeordnet — seither eine Selbstverständlichkeit. Dem Mißverständnis, daß die bloße Anwendung seiner Poesiegesetze bereits Dichtung sei, trat er schon selbst in der Vorrede entgegen: „... vermeine ich doch keineswegs, man könne jemandem durch gewisse Regeln und Gesetze zu einem Poeten machen.“

Opitz ist einer Anarchie der Sprache als einer Entartung des Menschen entgegengetreten und hat die Unentbehrlichkeit der gebändigten Form für die Kunst nachgewiesen.

*

Verkünder der barocken Überzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen war der 1616 im Todesjahr Shakespeares geborene Lyriker und Dramatiker *Andreas Gryphius* aus Glogau, damals auch ein berühmter Gelehrter:

*„Du siehst, wohin Du siehst,
nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut,
reißt jener morgen ein;
Wo jetzund Städte stehn,
wird eine Wiese sein,
auf der ein Schäferskind
wird spielen mit den Herden ...
Nichts ist, das ewig sei,
kein Erz, kein Marmorstein.“*

Gryphius schrieb auch Komödien und volkstümliche Stücke wie „Peter Squentz“, „Horribilicribrifax“ und das erste Bühnenspiel in schlesischer Mundart „Geliebte Dornrose“.

*

Der herzogliche Hofbeamte *Friedrich von Logau* war mit seinen rund 3 000 scharfpointierten Epigrammen lange Zeit vergessen und wurde erst nach 100 Jahren von Lessing wieder entdeckt, der ihn in seinen literarischen Briefen Mitte des 18. Jahrhunderts als einen meist „unbekannten Mann“, aber „einen unserer größten Dichter“ vorstellte. Wiederum rund 100 Jahre später griff Gottfried Keller den charmannten Logauschen Vers über das Erröten als einen selten gewordenen ungekünstelten Gefühlsausdruck auf und variierte ihn zu seiner großen Rahmennovelle „Das Sinngedicht“:

*Wie willst Du weiße Lilien
zu zarten Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee,
sie wird errötend lachen.
Andere Verse Logaus lauten:
„Da ist übel sein,
wo viel Juristen leben,
es muß daselbst viel Zank
und wenig Rechtens geben.
Lutherisch, päpstlich und
calvinisch, diese Glauben alle drei
sind vorhanden; doch ist Zweifel,
wo das Christentum dann sei.“*

*

Weltweiten Ruhm erlangte der Breslauer Johann Scheffler unter dem Namen *Angelus Silesius*, Schlesischer Bote, durch seinen „Cherubinischen Wandersmann“. Das sind etwa 1500 Sinnsprüche im Geiste der Mystik von Jakob Böhme.

Die größten Philosophen haben sich mit Angelus Silesius befaßt: Leibniz, Hegel und auch Martin Heidegger, der das Thema eines seiner Hauptwerke „Der Satz vom Grund“ 1957 an dem Vers erläuterte:

*„Die Ros' ist ohn' Warum;
sie blühet, weil sie blühet.
Sie acht' nicht ihrer selbst,
fragt nicht, ob man sie siehet.“*

*

Erst *Joseph Freiherr von Eichendorff* hat in der Hochromantik Schlesien wieder zur Geltung gebracht. Er lebte von 1788 bis 1857 und war auf Schloß Lubowitz bei Ratibor geboren. Er war der überragende Romantiker der gottesbewußten Naturliebe mit hoher Musikalität der Sprache. Für seine

Dichtung gilt das Motto:

*„Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst Du nur das Zauberwort.“*

Eines seiner Gedichte von
goetheschem Format ist die
„Mondnacht“:

*„Es war, als hätt’ der Himmel
die Erde still geküßt,
daß sie im Blütenschimmer
von ihm nun träumen müßte.
Die Luft ging durch die Felder,
die Ähren wogten sacht,
es rauschten leis die Wälder,
so sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.“*

Über dieses Gedicht sagt Thomas
Mann: ... ist es nicht am Ende —
wenigstens als Schumannsches Lied
— Perle der Perlen? Die Verbindung
mit der Musik spielt eine große Rolle.

*

Der einzige bedeutende schlesische
Schriftsteller des Realismus ist *Gustav
Freytag* aus Kreuzburg mit seinem
berühmten Breslauer
Kaufmannsroman „Soll und Haben“ —
Hausdichter der preußisch-deutschen
Ära. Einmalig in ihrer Art sind seine
kulturhistorischen „Bilder aus der
deutschen Vergangenheit“.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts
fügte der Popularromantik noch einen
primitiven Patriotismus und Kulturstolz
hinzu, für den die vielgelesene
„Schlesische Nachtigall“ *Friederike*

Kempner mit ihren ernstgemeinten
Versen folgenden Kalibers
bezeichnend war:

*„Staun nicht ob der Alpenhöhe,
sink nicht nieder vor den Sternen,
vor dem Glanz des Meteores
aus den unbekannten Fernen:
An und für sich sind sie wenig.
Wahre Größe wohnt im Geist!
Staune an den großen König,
den mit Recht man Wilhelm heißt.“*
Die Überschrift lautete: „Wilhelm I.“

Die von der Romantik erweckte
Mundartdichtung, ihrer Natur nach
gemütvoll und zum Humor neigend,
entschärfte Triviales durch Wortwitz
und die echteren Töne ihrer
urwüchsigen Sprache.

Vater der schlesischen
Dialektdichtung, von der vereinzelt
gebliebenen Gryphiusschen
„Dornrose“ abgesehen, ist *Carl von
Holtei*, dessen Heimatstadt Breslau
einen ihrer schönsten Punkte, die
Holteihöhe, nach ihm benannt hat. Er
war Theatermann und Verfasser des
berühmten Mantelliedes „Schier
dreißig Jahre bist Du alt“. Seiner
Mundartdichtung entstammen:

*„Ach Zutabärg,
du schiener bloaer Hügell!“*
und der schlesische Leitspruch:
*„Suste nischt ack heem ...
heem will iech,
suste weiter nischt ack heem.“*

An der Literatur des 20. Jahrhunderts
hat Schlesien mit allen ihren
Richtungen, von der evolutionären
Traditionsdichtung bis zur
revolutionären jeweiligen Avantgarde,

lebhaft schöpferisch teilgenommen. Der vielseitige Bohemien *Otto Julius Bierbaum* beschrieb seine Autoreise nach Italien um die Jahrhundertwende, damals ein Abenteuer, unter dem Motto „Lerne reisen ohne zu rasen“. Von ihm, der auch für das Kabarett schrieb, stammt nicht nur der Satz „Humor ist, wenn man trotzdem lacht“, sondern auch eine Liedliteratur, die zu den besten Kompositionen von Richard Strauß gehört, wie „Traum durch die Dämmerung“, „Freundliche Vision“ und andere.

*

Den ersten Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhielt im Jahre 1950 *Max Tau* aus Beuthen, der bald nach Kriegsende aus der Emigration zurückgekehrt war und mit jüdischtraditionsreicher Weisheit und mit unerschütterlichem Glauben an die Menschlichkeit als einer der ersten Versöhnung und Frieden predigte: „*Ein Mensch, der glaubt, Jaroslav, erhält von Gott die Kraft, den Menschen immer wieder zu vertrauen, trotz aller Enttäuschungen.*“

*

Gnade vor der Literaturgeschichte hat inzwischen auch die Kleinkunst eines *Werner Finck* aus Görlitz gefunden. Seine zerfahrene, abgerissene Stammelrede enthielt in geistreichem Doppelsinn scharfe und politisch wirksame Pointen. Finck wurde 1935 verhaftet und seine Berliner Katakomben geschlossen. Heute lebt Schlesiens Dichtkunst in zeitgenössischen Autoren wie *Heinz*

Piontek aus Kreuzburg oder der Breslauerin *Monika Taubitz*, deren Verse ebenfalls biedermeierliche Idylle vorwerfen.

Der bereits zu großer literarischer Anerkennung gelangte *Horst Bienek* beschreibt in Lyrik und Epik die Erlebnisse seiner Gleiwitzer Kindheit, des Krieges und seiner vierjährigen Haft im sibirischen Zwangsarbeitslager Workuta als politisch Verurteilter. Er beeindruckt durch das Lakonische seiner Aussagen.

„*Wörter
meine Fallschirme
mit euch
springe
ich
ab
Ich fürchte nicht die Tiefe
wer euch richtig
öffnet
schwebt*“.

Der Oberschlesier *Hans Lipinsky Gottersdorf*, in der Ablehnung von verblendetem Nationalismus gesinnungsgleich mit August Scholtis, schildert den wertvollen Menschen vom Typ eines slawischen Preußen und weckt damit das besondere Thema der Verzahnung im oberschlesischen und mährisch-schlesischen Gebiet mit der polnischen und tschechischen Literatur.

*

Dem Dreigestirn, das noch in Schlesien selbst zuletzt dominiert hat, soll nun das Schlußkapitel gelten. *Carl Hauptmann* hat zwar zeit seines

Lebens im Schatten seines vier Jahre jüngeren Bruders Gerhart gestanden, war aber von eigener grüblerischer Gedankentiefe und hatte seine eigene Note. Dies ist die Sprache seines „Rübezahlbuches“:

*„Aber richtig gesehen
hat Rübezahl keiner.*

*Oder vielmehr, das eben
ist das Rätsel.“*

Ein enger Freund Gerhart Hauptmanns war *Hermann Stehr*. Sein umfangreiches dichterisches Werk hat Gerhart Hauptmann in Anspielung auf Jakob Böhme „ein großes Mysterium“ genannt. Über den Schlesier schreibt Hermann Stehr, nachdem er die zugewanderten Böhmisches Brüder erwähnt sowie Zinzendorf und Schwenckfeld genannt hat, folgendes: *„Wenn Du zu erzählen aufgehört hast, wird er in betroffenem Schweigen einen Augenblick an Dir vorbei ins Weite lugen. Dann ist es sicher, daß er Dir zunickt und sagt: ‚jo, jo — nee, nee. Ma seilt's nich denka!‘“*

*

Der größte schlesische und einer der größten deutschen Dichter, zugleich einer der vielseitigsten der Weltliteratur, ist *Gerhart Hauptmann*, geboren 1862 in Ober-Salzbrunn, 1946 mit 83 Jahren gestorben in seinem Hause „Wiesenstein“ in Agnetendorf im Riesengebirge und beigesetzt auf der Ostseeinsel Hiddensee westlich von Rügen. Gerhart Hauptmann wurde der größte Dramatiker seiner Zeit. Er hat unvergängliche Bühnengestalten aller

Charakterarten in seinen über 40 Dramen geschaffen, darunter *Die Weber*, *Der Biberpelz*, *Hanneles Himmelfahrt*, *Florian Geyer*, *Die versunkene Glocke*, *Fuhrmann Henschel*, *Schluck und Jau*, *Michael Kramer*, *Rose Bernd*, *Und Pippa tanzt*. *Die Ratten*, *Vor Sonnenuntergang*, und am Schluß, um sein 80. Lebensjahr herum, die gewaltige vierteilige Tragödie des Königshauses *Agamemnon*, worin er das blindwütende Schicksal der griechischen Mythologie aufhellte, indem er die menschlichen Verursachungen und psychologischen Hintergründe in faszinierender Weise verdeutlicht. „*Die Weber*“ hat er seinem Vater gewidmet. Trotz der historischen Wahrheit dieser Massentragedie menschlichen Elends wurden dem Stück linksgerichtete politische Tendenzen unterstellt. Wilhelm II. kündigte seine Hofloge im Deutschen Theater in Berlin, und der Innenminister Koller, späterer Oberpräsident in Schleswig-Holstein, gab im Preußischen Abgeordnetenhaus bei der Weber-Debatte eine drohende Regierungserklärung ab.

Das „Festspiel in deutschen Reimen“, das 1913 in der Breslauer Jahrhunderthalle unter der Regie von Max Reinhardt zur Erinnerung an die Freiheitskriege aufgeführt wurde, enthielt zur Verblüffung der Gäste keine Verherrlichung des Krieges, sondern in symbolischer Darstellung die Mahnung an den friedlichen

Freiheitsgedanken mit den Worten der Athene:

*„Sorget, daß Deutschland einig sei!
Und seid selber frei,
seid selber frei.“*

Nach der elften Vorstellung wurden die weiteren Aufführungen untersagt. Im Jahre zuvor, 1912, hatte Gerhart Hauptmann den Nobelpreis für Literatur erhalten.

In der Weimarer Republik war Gerhart Hauptmann hoch geachtet. Dem Nationalsozialismus, der ihn nicht akzeptierte, aber duldete, begegnete er politisch unsicher, unschlüssig, zeitweise unkritisch, im allgemeinen aber zurückhaltend und schöpferisch jedenfalls ohne jegliches Engagement. Über sein Verbleiben in Deutschland äußerte er:

„Ich gehe nicht ins Ausland, da ich ein alter Mann bin und, an meine Heimat gebunden, nur hier schaffen kann.“

Carl Zuckmeyer sagt über ihn:

*„Er hinterließ uns ein Bild
der ganzen Welt,
er selbst ist eine Welt.“*

Infolge der hohen Maßstäbe, die Gerhart Hauptmann selbst durch sein Gesamtwerk gesetzt hat, wird seine

Lyrik von manchen als schwach bezeichnet. Immerhin hat sie folgendes Niveau:

*„Sing mir das Wiegenlied,
o ewiges Meer! sing mich ein,
ich bin müde.*

*Ich sah im Monat
des reifenden Kornes
meine Brüder fallen
wie Ähren*

hinter der Sense des Schnitters.

Wo geht ihr hin?

seid ihr um mich?

seid ihr im Brausen des Meeres?“

Hauptmanns Gedichte sind jedenfalls keine Laborlyrik, sondern Freiluftgewächse.

Für die Beschreibung seiner Heimat und seiner Landsleute findet er folgende Worte:

„Nun, der Schlesier jodelt nicht, er tanzt keinen Schuhplattler, er neigt zur Vertiefung, zur Frömmigkeit. Er hat unendlich vieles getan und erlitten. Das schlesische Gesangbuch ist herzerreißend. Aber das Leiden ringt sich in vielen Gestalten zur Größe auf, so etwa in Angelus Silesius und dem Schuhmacher Jakob Böhme.“

VATERLAND

Was wird uns dieses Wort geben, wenn es nur den traditionellen Wohnort der Menschen gleicher Sprache, gleicher Sitten und Tradition bedeutet und nicht als Heimaterde und Atemluft begriffen wird, in denen Größe zu wachsen vermag?

NATION

Begreift man dieses Wort nur im Sinn der Nachwirkung des Glanzes spektakulärer Ereignisse der Vergangenheit, wird es uns nicht viel bringen. Anders, wenn wir die Nation als einen täglich in unmerklichen Zeichen sich bestätigenden Entschluß eines Volkes begreifen, aus gemeinsamer Liebe zu hohen Menschheitswerten eine Gemeinschaft zu bilden, die es ihm erlaubt, diese Werte auf dem ihm von der Geschichte gewiesenen Boden zu verwirklichen.

CARLO SCHMID

Zu Johann Runges Besprechung meines Buches „Zwischen Loyalität und Servilität“

Steen Steesen Blichers politische Publizistik und ihre Voraussetzungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Nationalismus und Pressewesens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Dänemark, in „Grenzfriedenshefte“ 1/1981, S. 40-46.

Was Runge mir an Fehlern und Verstößen gegen die guten wissenschaftlichen Sitten vorrechnet, geht fast überall an der Sache vorbei. Beim Lesen seiner Kritik muß man sich die Frage stellen, ob er bei seinem zweiten Lesen vielleicht sogar ein anderes Buch erwischte; denn er macht mir zum Vorwurf, was ich nachweislich nicht getan habe, und er unterstellt Behauptungen und Schlüsse, die nicht gezogen wurden. Man stelle sich vor, Runge hätte es nicht beim zweimaligen Lesen bewenden lassen, sondern mein Buch ein drittes-, viertes-, fünftes- oder sogar sechstesmal gelesen! Zu welchen überraschenden Ergebnissen er dann wohl gekommen wäre?

Der Haupttitel „Zwischen Loyalität und Servilität“ bildet für Runge ein Reizthema. Daran beißt er sich fest, so daß er sogar ungenau liest. Er erregt sich so sehr, daß er nicht bemerkt, was der Direktor der Bibliothek des Dänischen Reichstages, Dr. Harald Jørgensen, bemerkte. Jørgensen hat in der „Nordisk Tidsskrift“, Jahr g. 56 (1980), Heft 4, mein Buch als „gewichtigen Beitrag zur Blicherforschung“ vorgestellt und hinsichtlich des Haupttitels erklärt, er sei „glücklicherweise“ nicht nur mit einem, sondern sogar mit zwei erklärenden Untertiteln verbunden, so daß man vor Beginn der Lektüre erkenne, wovon das Buch handle.

Man gewinnt den Eindruck, daß Runge von der Fragestellung „loyal oder servil“ persönlich betroffen sein muß, denn der Abschnitt seiner Kritik (S. 40-42), in dem er sich mit dem Preislied und dem Herrscherlob auseinanderzusetzen sucht, bleibt auf der Strecke emotionaler Intentionalität. Interessant ist, daß er sich darin nicht mit Blichers Herrscherlob oder mit meiner Auffassung von Blichers Herrscherlob auseinandersetzt, sondern gegen die Thesen ganz anderer Leute polemisiert.

Dort hat Runge den Weimarer Dichturfürsten J. W. von Goethe zum geistigen Urheber einer marxistischen Kunsttheorie erhoben, nach welcher alle Dichtung politisch sein soll. Diese Theorie wurde zum Beispiel in den zwanziger Jahren in Dänemark, wie Mogens Brøndstedt in seiner Besprechung meines Buches (9. Okt. 1980 in Aalborg Stiftstidende, 14. Okt. 1980 in Fyens Stiftstidende) hervorhebt, von Poul Henningsen und dessen Mitarbeitern in der Zeitschrift „Kritisk Revy“ vertreten. Ich halte diese Theorie für falsch. Über Kunsttheorie und die Anwendung einer bestimmten Kunsttheorie auf politische Texte kann man streiten. Bisher gibt es noch keine Möglichkeit, in den westlichen Ländern eine verbindliche Kunsttheorie zu dekretieren.

Der Vorwurf mithin, ich hätte die von Herrn Runge postulierte Kunsttheorie nicht bedacht, sondern mich vorschnell H. M. Enzensbergers These vom Arrangement des Dichters mit den Mächtigen unterworfen, ist falsch: denn es ging nicht um Kunst, sondern um politische Texte. Dazu braucht man keine Kunsttheorie, sondern einen Begriff vom Politischen und einen Begriff vom politischen Text. Es ist äußerst aufschlußreich, daß Runge sich in seiner

umfangreichen Besprechung mit meiner Theorie des politischen Textes überhaupt nicht aus einander setzt.

Wie sehr das der Fall ist, zeigt denn auch die Art und Weise, wie Runge mit meinem Begriff der affirmativen Kritik umgeht. Das zeigt sich u. a. darin, daß er mir vorrechnet, Servilität sei nur eine „Nuance der Loyalität“ und „Unterwürfigkeit gesteigerte Dienstwilligkeit“.

Das sind doch Banalitäten. Für eine wissenschaftliche Bearbeitung der Problematik sind derartige vorwissenschaftliche Prädikaturen, wie Runge sie hier hilfreich vorschlägt, wenig geeignet; denn z. B. „Unterwürfigkeit“ ist mit dem erklärenden Prädikator „gesteigerte Dienstwilligkeit“ völlig unzureichend definiert.

Was soll der völlig unangebrachte Hinweis darauf, man dürfe die Verhältnisse im deutschen Gesamtstaat unter dem aufgeklärten Absolutismus z. B. nicht mit den Verhältnissen im „preußischen Polizeistaat“ des vorigen Jahrhunderts gleichsetzen? Das ist Ideologie per definitionem und kann als Kritik wahrhaftig nicht ernstgenommen werden. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Runge das nicht wußte. Vielmehr muß ich den Eindruck haben, daß er seine Kritik entsprechend der von mir in meinem Buch aufgestellten Typologie und Kasuistik des politischen Textes absichtlich überzog, um sie dadurch erkennbar zu entwerfen.

Überhaupt wird seine Kritik immer ideologischer. Das gilt z. B. auch für seine Position in der Frage der Pressezensur, wo Runge sich darüber hinwegsetzt, daß aus den letzten Lebensjahren Blichers ein Brief an Asbjørnsen existiert, worin sich der Dichter äußert, die Zensur habe mittlerweile ein Auge auch auf ihn geworfen und er habe dem Zensor mitgeteilt, daß er, wenn ihm weiterhin Schwierigkeiten gemacht würden, es so machen werde wie andere, nämlich: eine bestimmte Schrift mit politischen Inhalt in Christiania, wie Oslo damals noch hieß, zu veröffentlichen (vgl. Blichers Briefwechsel in Bd. 32 der Samlede Skrifter).

Wenn Runge weiterhin beanstandet, daß ich u. a. verkannt hätte, daß nicht einmal der König in Fragen der Presse sich gegen die Kanzleien durchsetzen konnte, dann ist das die Methode, einen Fehler zu kritisieren, der gar nicht gemacht wurde; denn wenn man das Kapitel „Pressefreiheit und Zensur“ liest, so kann man dort auf S. 74 meines Buches lesen: „Wir sehen ..., daß es durchaus nicht so war, daß an höchster Stelle, d. h. vom Monarchen gewünschte Entwicklungen, auf den folgenden Regierungs- und Verwaltungsebenen tatsächlich so vollzogen wurden, wie sie gewünscht waren.“ Die ideologische Sehweise des Herrn Runge schlägt auch im nächsten Abschnitt durch. Runge (S. 43, Zitat): „Aber das übersieht v. Törne trotz seiner quantitativen Analyse einiger „Politik“-Lexikonartikel: Politisch war zu Blichers Zeiten eben nur, was das dynastische Erbrecht und die Regierungsgewalt des Herrschers betraf.“ Runge argumentiert hier genau in der Weise, die er mir vorwirft, daß nicht sein könne, was nicht sein darf. Politisch war damals eben mehr als nur das. Und was im allgemeinen Konsens der Gebildeten der damaligen Zeit, zu denen auch Blicher gehörte, Politik oder politisch war, darüber gibt die dänische Übersetzung des Brockhaus von Kofod (S. 19 ff. bei mir) Auskunft. Da gab es z. B. eine Kulturpolitik, und diese wurde ja auch tatsächlich praktiziert und in der dänischen Öffentlichkeit diskutiert. Es gab eine Landwirtschaftspolitik; es gab eine Industrie- und Gewerbepolitik; es gab den Begriff der Justizpolitik; und die gesamten Polizeiangelgenheiten fielen unter den Begriff Politik. Ja sogar die politische Geschichte fiel darunter.

Von daher gesehen ist es wieder Ideologie per definitionem (vgl. Wörterbuch der Soziologie, hrsg. von Wilhelm Bernsdorff, Fischer Handbücher 1972), wenn Runge behauptet: „Die

(national) politische Wirkung von Sprach- und Kulturpolitik hatten im deutsch-dänischen Gesamtstaat des Vormärz nur die ‚Schleswigholsteiner‘ erkannt — und von diesen lernten dann zunächst die dänischen Schleswiger.“

Runge hat mir vorgeworfen, mein Geschichtsbild stimme nicht und deshalb stimmten auch meine Analysen nicht (S. 46). Er scheint überhaupt die Taktik zu verfolgen, unausgesetzt mir das zum Vorwurf zu machen, was bei ihm selber gegeben ist. Denn hier haben wir es mit einer ideologischen Geschichtsfälschung zu tun. Denn tatsächlich betrieb die dänische Regierung schon seit dem Sturze Struensees am 16. Januar 1772 unter dem Einfluß Ove Høegh-Guldbergs eine energische, wenn auch nicht in allen Punkten erfolgreiche Kulturpolitik mit dem Ziel, verlorengegangenes sprachliches Terrain zurückzugewinnen. Die Jahre von 1773—1830 lassen sich aber nun wirklich nicht als „Vormärz“ bezeichnen, und das Sprachproblem als politisches Problem konnte im 18. Jahrhundert von den „Schleswigholsteinern“ noch gar nicht erkannt worden sein, denn da gab es ja noch gar keine „Schleswigholsteiner“.

Im fünften Abschnitt kommen die starken Ausdrücke des Herrn Runge. Was ihn offensichtlich irritiert, ist der von mir verwendete Prädikator „weltbürgerlicher Nationalismus“. Nach der geschichtsideologischen Position Runges darf es so etwas nicht gegeben haben. Er hätte sich aber leicht vom Gegenteil überzeugen können, indem er ein neueres Konversationslexikon beigezogen hätte. Selbst in der Taschenbuchausgabe von dtv findet sich der Hinweis, daß Wilhelm von Humboldt, übrigens ein Zeitgenosse Blichers, den Versuch gemacht habe, den Nationalismus mit dem liberalen Weltbürgertum zu verbinden, daß aber diese Bemühungen gescheitert seien, als Weltbürgertum und Nationalismus in eine immer stärkere Spannung zueinander gerieten. Die Bezeichnung „weltbürgerlicher Nationalismus“ ist mithin legitim und berechtigt; denn in ihm manifestierte sich der Wunsch, das Auseinanderbrechen des Vielvölkerstaates am Nationalismus zu verhindern. Es handelt sich um eine für die Zeit des Übergangs vom Vielvölkerstaat zum Nationalstaat typische Idee.

Ich kann gut verstehen, daß Runge der Gedanke unangenehm ist, daß im Rahmen eines „weltbürgerlichen Nationalismus“ ein großer dänischer Dichter eine Auffassung vertreten haben könnte, welche sogar die deutschen Bevölkerungsteile einschloß, soweit sie niederdeutsch sprachen, und das waren damals fast 90 % der Bevölkerung in den deutschsprachigen Gebieten des Gesamtstaates. Indem Blicher diese deutschsprachigen Staatsbürger als Mitglieder der „großen nordischen Mehrzahl ‚wir‘“ einschloß, d. h. sie im Sinne seiner Auffassung von national betrachtete, welche staatlich und nicht ethnisch oder sprachlich ausgerichtet war, machte er sie zu Dänen. Aber das hat Blicher ja gerade getan! Ich weiß wirklich nicht, wozu man zitiert und die Belegstellen genau angibt, wenn dann der leitende wissenschaftliche Mitarbeiter der Dänischen Zentralbibliothek in Flensburg so tun darf, als ob das, was nachgewiesen ist, gar nicht existiert. Ich bitte den letzten Abschnitt auf S. 64 meines Buches zu lesen. Dann wird nämlich sichtbar, daß die Behauptung des Herrn Runge, das Kapitel über „Blichers Liberalismus und Nationalismus“ sei zur Farce geworden, durch nichts begründet ist.

Im sechsten Abschnitt rüffelt er mich ausgerechnet deshalb, weil, wie er behauptet, ich „die wichtigste Literatur zur Frage von Pressefreiheit und Zensur übersehen“ hätte. Gemeint ist die Habilitationsschrift von Dr. Harald Jörgensen, dem Folketingsbibliothekar, welcher meine Arbeit empfiehlt und feststellt, ich hätte „die vorliegende dänische wissenschaftliche Literatur

zum Thema vollständig ausgewertet“.

Den Rest kann ich übergehen. Der Eindruck, daß wir es mit ideologiebefrachteter und somit wertloser Kritik zu tun haben, läßt sich nicht bestreiten. Runge's Kritik beginnt zwar mit einem überschwenglichen Lob, offensichtlich aber nur, um mein Buch um so ungestörter „verreißen“ zu können. Das wirft die Frage auf:

Ist Johann Runge sich darüber klar, daß er durch die deutlich emotionale Art und Weise, in der er sich mit der Frage von „Loyalität oder Servilität“ beschäftigt, dem Verdacht aussetzt, daß es sich bei seiner Besprechung meines Buches um eine psychische Projektion seiner eigenen Situation handeln könnte?

Björn von Törne

Die Mitgliederversammlung 1981 des Grenzfriedensbundes

Die Mitgliederversammlung 1981 des Grenzfriedensbundes war in zweifacher Weise anders als sonst geplant und hatte darum ein anderes Gesicht und verlief anders als die bisher durch dreißig Jahre traditionell in Husum stattgefundenen Jahrestagungen.

In der Einladung zur Mitgliederversammlung hieß es u. a. : „Wir bitten diesmal an einen anderen als den bisher gewohnten Tagungsort, nämlich nach Schleswig, und zwar in das Gasthaus „Waldschlößchen“, am Sonnabend dem 9. Mai 1981... Auch der Ablauf der Versammlung ist anders als sonst geplant: Wir wollen einmal auf Gastreferenten verzichten und dadurch Zeit für eine ausgiebige Diskussion unserer Arbeit gewinnen. Diese soll nach einer Einführung in das Gespräch durch den Vorsitzenden (Thema „Der Grenzfriedensbund in den achtziger Jahren“) als Podiumsgespräch beginnen und so bald wie möglich auf die ganze Versammlung ausgedehnt werden...“

Als Erster Vorsitzender leitete Artur Thomsen das Gespräch mit „einigen Äußerungen grundsätzlichen Charakters“ ein (s. Seite 62 und 63 dieses Heftes) und einer Darstellung der praktischen Arbeit des Grenzfriedensbundes: Lassen Sie mich zunächst erklären, was diese Diskussion, in die wir jetzt einsteigen wollen, eigentlich soll, welche Erwartungen der Vorstand daran knüpft und was sie für unsere Arbeit einbringen kann. Es ist nicht vorgesehen, Beschlüsse zu fassen oder fassen zu lassen, die einen bestimmten Kurs für eine bestimmte Zeit festlegen. Natürlich kann niemand die Versammlung daran hindern, so etwas zu tun; aber der Vorstand hat nicht vor, dieses anzuregen. Wir wollen aber dennoch, was die Arbeit des Grenzfriedensbundes betrifft, eine möglichst weitgehende Übereinstimmung mit Ihnen, unseren Mitgliedern und Freunden, herbeiführen. Wir wollen Meinungen bilden, aber auch Meinungen erkunden. Wir hoffen, Anregungen zu bekommen in der einen oder anderen Richtung. Es geht um Bestätigung des eingeschlagenen Weges oder um seine Korrektur. Ein Vorstand ist nicht allwissend, ein Vorsitzender noch weniger; und darum wollen wir Ihren Sachverstand, Ihre Phantasie, Ihre Erfahrung mit einbringen und zum Nutzen unseres Grenzlandes einsetzen. Wir sehen darin auch ein Stück Demokratie im Leben unserer Organisation. Und das kann uns eigentlich nur guttun.

Nun möchte ich ein paar Bemerkungen zu unserer praktischen Arbeit machen: Die Grenzfriedenshefte bleiben ein wichtiger Teil unserer Aktivitäten. Sie werden immer noch überwiegend von Ernst Beier „gemacht“. Einerseits fehlt ihm aber jetzt die gedankliche Begleitung und Mitarbeit von Dr. Johannsen, andererseits haben

wir ihm eine Redaktionskonferenz an die Seite gestellt, die ihn berät und als Gruppe auch Verantwortung übernimmt für die Gestaltung der Hefte. Die Grenzfriedenshefte sollen wie bisher das Geschehen im Grenzland dokumentieren und kommentieren. Nach meiner Meinung bedarf es keiner Änderung des Konzepts. Daß auch dänische Auffassungen und Ansichten in unseren Heften zu Wort kommen, sollte auf keinen Fall geändert werden.

Ob die in den letzten Jahren regelmäßig angebotenen Vortrags Veranstaltungen (in jeder Region einmal) fester Bestandteil bleiben sollen oder nach Bedarf und Gelegenheit variabel angeboten werden sollten, weiß ich nicht recht. Das Echo – die Teilnehmerzahl – war sehr unterschiedlich. Ich hoffe auf eine Meinungsbildung darüber in der Diskussion.

Die Ausflüge nach Nordschleswig dagegen haben ein großes Interesse gefunden. Da gibt es wohl keinen Zweifel, daß wir solche Fahrten auch in Zukunft anbieten sollten. Dennoch kann man über Ziele und Inhalte diskutieren. Ich meine allerdings, daß wir mit dem Vergnügen an einem schönen Ausflug unbedingt, wie bisher, die sachliche Information über geschichtliche und politische Gegebenheiten verbinden sollten. Aber ich bin fast stolz, berichten zu können, daß Jahr für Jahr über 400 Mitglieder, also mehr als ein Drittel aller, an diesen Fahrten teilgenommen haben.

Die Mitgliederversammlungen einmal im Jahr – heute erstmals nicht in Husum und erstmalig ohne ein großes Referat im Mittelpunkt – könnten auch in Zukunft den Veranstaltungsort wechseln und die Inhalte variieren. Gelegentlich in Schleswig oder in Flensburg, vielleicht auch einmal in Eckernförde oder in Niebüll und wieder einmal in Husum oder gar Tönning zu tagen, dafür spricht jedenfalls die breite Streuung unserer Mitglieder im ganzen Landesteil. Und was die Inhalte anbetrifft: Vielleicht gefällt uns das Diskutieren miteinander heute so gut, daß wir das immer, wenn Vorstandswahlen anstehen, wiederholen möchten und wichtige Referate von bedeutenden Rednern nur in den Jahren dazwischen, also alle zwei Jahre, hören wollen. Auch darüber bitte ich, Meinungen zu äußern.

Zu unserer Sozialarbeit ein kurzes Wort : Wir helfen in vielen konkreten Einzelfällen, überall da, wo geltende Gesetze, und das heißt andere öffentliche Mittel, nicht hinreichen. Ganz oft geht es um Fahrten von Schulklassen oder anderen Gruppen, an denen einzelne Schüler oder Jugendliche ohne unsere Hilfe nicht teilnehmen könnten. Häufig geht es um Hilfe bei der Ausstattung mit Sport oder Berufskleidung, oft auch um gezielte Hilfe in den verschiedensten Lebenslagen. Die Arbeiterwohlfahrt hilft uns mit ihrem Sachverstand und ihrer Personenkenntnis, die Mittel an den richtigen Mann bzw. an die richtige Familie zu bringen. Es kann kaum bezweifelt werden, daß soziale Hilfeleistungen dieser Art nach wie vor nötig sind. Wir würden sonst gern einen Teil dieser Mittel für unsere kulturelle bzw. grenzpolitische Arbeit einsetzen.

Eine abschließende Bemerkung zur Arbeit des Grenzfriedensbundes insgesamt: Unsere Debatte kann dazu führen, daß wir Schwerpunkte wechseln, Gewichte verlagern, daß wir das eine aufgeben, um etwas anderes zu beginnen. Was wir nicht können, ist dieses: Wir können nicht die Menge unserer Aktivitäten, die Zahl unserer Veranstaltungen einfach vermehren. Unsere Kapazität ist mit dem, was wir tun, weitgehend erschöpft. Vergessen Sie nicht, daß der Grenzfriedensbund ehrenamtlich geführt wird.

Der Grenzfriedensbund ist einer von vier Grenzverbänden (Deutscher Grenzverein, Arbeitsgemeinschaft Deutsches Schleswig, Schleswig-Holsteinischer Heimatbund), die eine gewisse Aufgabenteilung abgesprochen haben, und zwar unter dem Dach des Deutschen Grenzausschusses, dessen Vorsitzender ich in diesem Jahre bin. In diese Gemeinsamkeit der Grenzverbände bleiben wir natürlich eingebunden.

Und schließlich müssen wir erkennen, daß das Land Schleswig-Holstein, in erster Linie also der Landtag und die Landesregierung, unsere Arbeit zu über 90% finanziert. Das macht uns zwar nicht unfrei ; wir sind nicht Hörige unserer Geldgeber, und diese haben niemals Ansprüche dieser Art erhoben. Aber es verpflichtet uns eben doch, im wohlverstandenen Interesse der Bürger unseres Landes zu handeln. Das sollten wir nach besten Kräften versuchen.

Teilnehmer dieses Podiumsgesprächs waren außer Artur Thomsen der Vizepräsident des Schleswig-Holsteinischen Landtages Kurt Hamer und Staatssekretär Georg Poetzsch-Heffter, ferner die Vorstandsmitglieder Heinz Adler, Ernst Beier, Karl-Heinz Lund und Heinz Schlüter, der letztere als Leiter der Diskussionsrunde, dem es ausgezeichnet gelang, die Mitgliederversammlung sehr schnell und ausgiebig in die Aussprache einzubeziehen. Diese befaßte sich dabei entgegen dem Titel der Podiumsdiskussion weitgehend nur mit den Fragen der praktischen Arbeit in der Gegenwart als mit den Perspektiven der achtziger Jahre, wenn man nicht die Kontroverse um den Wert der Grenzfriedenshefte als solche bewerten will. Sie wurde ausgelöst durch die Frage, ob nicht das für die Grenzfriedenshefte ausgegebene Geld besser für die Sozialarbeit verwendet würde.

In dem Bericht des „Nordschleswiger“ über den Verlauf der Mitgliederversammlung heißt es dazu: „Es wäre ein großer Verlust, wenn es die Grenzfriedenshefte nicht gäbe, sagte Staatssekretär Poetzsch-Heffter. Sie sind, auch im Hinblick auf eine andere Publikation (Slesvigland) sehr wichtig.“ Landtagsvizepräsident Kurt Hamer nannte die Grenzfriedenshefte „ein Markenzeichen des Grenzfriedensbundes. Wenn er sie nicht herausbrächte, würde er einen wesentlichen Teil seines Selbstverständnisses auf geben. Inhaltlich sollten sich die Hefte jedoch vom aktuellen Schlagabtausch der Grenzlanddebatte fernhalten.“ BdN-Generalsekretär Peter Iver Johannsen

unterstrich ebenfalls die Bedeutung der Hefte. Für die Volksgruppe seien sie aus dreierlei Gründen von Wichtigkeit: 1. weil sie wesentlich zur Information und Bewußtseinsbildung im Landesteil Schleswig beitragen, 2. weil die Vorstände und Institutionen der deutschen Minderheit ihren Inhalt nutzbringend auswerten könnten und 3. weil sie einen bedeutungsvollen Beitrag im grenzüberschreitenden Dialog und damit zu einem sachlich-vernünftigen Gespräch darstellten.

Die anstehenden Regularien: die Begrüßung der Mitglieder und Gäste (unter ihnen Landtagsvizepräsident Kurt Hamer, Staatssekretär Georg Poetzsch-Heffter, MdL Uwe Jensen, Schleswig (SPD), Gerhard Schmidt, Peter Iver Johannsen, Dr. Uwe Möller und Armin Nickelsen wurden begrüßt als Vertreter der verschiedenen Organisationen der deutschen Nordschleswiger, den Deutschen Grenzverein vertrat Generalsekretär Dr. Schütz, Dr. Nielsen, Rendsburg, war anwesend für den SHHb., und Heinz Klinker konnte begrüßt werden als Vertreter des Landesverbandes der AW), der Geschäfts- und Kassenbericht, der Bericht der Revisoren, die Entlastung des Vorstandes und die Neuwahl derselben und der Revisoren wurden in großer Einmütigkeit bewältigt. Der neue alte Vorstand amtiert also für weitere zwei Jahre. Die berechnigte private (warum nicht öffentlich geäußerte?) Kritik einer der so erfreulich zahlreich erschienenen und mitdiskutierenden weiblichen Teilnehmerinnen: Warum sind nur Männer im Vorstand? war ein Kommentar zu dieser Vorstandswahl.

An Anregungen für die praktische Arbeit des Grenzfriedensbundes wären noch zu nennen: Der Wechsel des Ortes der Mitgliederversammlung wurde gutgeheißen (Vorschlag: auch einmal nach Nordschleswig gehen); bei den Auslandsfahrten sollten auch menschliche Kontakte zu anderen Institutionen gepflegt werden; die Sozialarbeit soll in dem bisherigen Umfange beibehalten werden, weil notwendig; der Grenzfriedensbund sollte sachlich informieren und auch aktuelle Gegenwartsfragen in die Debatte einbeziehen. Angeregt wurde, einmal im Jahr eine Veranstaltung zur Standortbestimmung durchzuführen.

Abschließend ist zu sagen, daß die Mitgliederversammlung in ihrem Geist und Verlauf als gelungen bezeichnet werden kann.

Verleihung der Schleswig-Holstein-Medaille

Die Schleswig-Holstein-Medaille wurde in diesem Jahr in einer Feierstunde in Husum an 19 Personen verliehen. Ausgezeichnet wurden u. a.: Dr. Hartwig

Schlegelberger (Flintbek), Dr. Willi Nielsen (Rendsburg), Dr. Hans-Friedrich Schütt (Flensburg) und der Vorsitzende des Grenzfriedensbundes Artur Thomsen (Flensburg). Ihnen allen gilt unser herzlicher Glückwunsch.